Band 986 • 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

In den Fängen der Nacht

Band 986 • 2,20 DM

Ös 18 / Fr 2,20 / FF 10,00
L 2800 / hfl 2,90 / Pts 275

BASTEI
ROMAN





In den Fängen der Nacht

John Sinclair Nr. 986

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 03.06.1997

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

In den Fängen der Nacht

Der Hotelier Irvin Falaise schaute den drei Gästen mit einem Blick nach, der Bände sprach. Er beobachtete die Männer, wie sie die Treppe nach oben gingen. Die Hand des bärtigen Mannes zitterte.

Sie zuckte dorthin, wo er den Hammer deponiert hatte. Am liebsten hätte er ihn genommen und den Typen die Schädel eingeschlagen, aber er hielt sich zurück, denn er wollte nicht zu früh auffallen.

Diese drei Männer waren nicht so harmlos, wie sie sich gezeigt hatten. Da steckte mehr dahinter, denn grundlos hatten sie nicht nach der Produktionsstätte der Zeitschrift *Hades* gefragt. Sie waren gekommen, um die Ordnung zu stören.

Falaise sah sie verschwinden und hörte, wie oben die Zimmertüren aufgeschlossen und wieder zugedrückt wurden. In der nächsten Zeit würden sie ihn nicht belästigen, und die Ruhe brauchte er, um seine Fäden zu ziehen.

Von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, sah die Wand hinter der Rezeption fugenlos aus, was sie aber nicht war. Man mußte schon genau wissen, wo die Geheimtür eingebaut war, wollte man sie öffnen.

Falaise schaute sich noch einmal um, bevor er auf die Wand zutrat. Mit Gästen brauchte er jetzt nicht mehr zu rechnen. Wer bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht da war, kam auch nicht. So trat er gegen eine bestimmte Stelle in der Wand, und wenige Augenblicke später schwang ein Ausschnitt nach außen hin weg.

Der Durchgang war schmal und so niedrig, daß sich der Hotelier bücken mußte. Es war auch dunkel in diesem kleinen Raum, der einem Versteck glich und kein Fenster besaß.

Der Mann saugte die Luft ein.

Er kannte den Geruch, der ihn nicht störte. Jedem anderen hätte sich der Magen umgedreht, denn was da in die Nasenlöcher des Hoteliers drang, war der Geruch von verwestem Fleisch.

Leichengestank…

Irvin Falaise kicherte, als er sich umdrehte. Seine Hand streifte für einen Moment an der Wand entlang, dann fuhr sie über einen Kippschalter hinweg, und an der Decke erhellte sich eine flache Schale, die vom Fliegendreck gesprenkelt war. Das störte den Hotelier nicht. Hauptsache, das Licht brannte.

Falaise blieb stehen, den Blick zu Boden gerichtet, wo die verwesten Kadaver lagen.

Keine Menschen, sondern Tiere. Hunde, Katzen, tot, zerrissen, teilweise enthäutet. Und die Person, die dafür verantwortlich war, war satt.

Sie lag auf einem alten Metallbett der Tür gegenüber. Das Bett schloß mit der Wand ab, und die Frau, die auf ihm ihren Platz gefunden hatten, rührte sich nicht. Sie schlief oder war in einen Halbschlaf hineingedämmert. Hin und wieder stieß sie ein zufriedenes Knurren oder Grunzen aus, wie ein Tier, das sich satt fühlte.

Der Hotelier blieb noch eine Weile auf seinem Platz stehen. Es paßte ihm nicht, daß er die Frau wecken mußte, sie hatte ihren Schlaf verdient, aber es gab keine andere Möglichkeit. Die Ankunft dieser Männer War nicht gut gewesen.

Um das Bett zu erreichen, mußte er über die Kadaver hinwegsteigen. Um sie herum waren die Blutlachen und roten Spritzer längst eingetrocknet, nur der widerliche Verwesungsgeruch ließ sich nicht vertreiben. Er würde erst verschwinden, lange nachdem die Kadaver entfernt waren.

Dicht neben dem Bett blieb der Mann stehen. Er beugte sich nach vorn und streckte die Arme aus.

Mit beiden Händen strich er über den Rücken und die Schultern der

Frau hinweg. Sie trug schwarze Jeans und eine dunkelrote Strickjacke, die beinahe ihren gesamten Rücken bedeckte.

Das Stöhnen verstummte. Statt dessen bewegte sich die liegende Person unwillig.

»Susan, bitte!«

Die Frau stöhnte. Sie zog die Schultern hoch, und Falaise trat zurück. Er wußte jetzt, daß Susan wieder wach war und nicht mehr lange so liegenblieb.

Sie lag noch auf der linken Seite, das Gesicht gegen die Wand gerichtet. Den rechten Arm hob sie an und bewegte die Hand mit den gespreizten Fingern.

Irvin verstand das Zeichen und griff zu. »Warte, ich helfe dir«, sagte er zu seiner Frau, die noch nicht völlig wach war, sich aber mit Hilfe ihres Mannes herumdrehte, nicht lange auf dem Rücken liegenblieb, sondern sich hochziehen ließ.

Den Kopf hielt sie noch gesenkt. Blondes Haar rahmte lockig ihr Gesicht ein. Sie rieb sich die Augen, denn Irvin hatte sie losgelassen. Als seine Frau den Kopf anhob, trat er zurück. Das rechte Bein stand dabei auf dem Körper einer toten Katze, was ihn nicht weiter störte.

Susan hob den Blick. Sie hatte ein schmales Gesicht mit einer kleinen Nase und einem weichen Kinn. Ihre Augenbrauen waren kaum zu sehen, ebenso wie die Lippen. »Warum hast du mich geweckt?« fragte sie und mußte sich dabei räuspern.

»Weil es wichtig war.«

Susan lachte und wiegte sich von links nach rechts. Sie betrachtete dabei die Kadaver. »War ich das?«

»Ja.«

Sie nickte und nahm es gelassen hin. »Aber ich habe keinen Hunger mehr, nicht jetzt.«

»Ich weiß. Ich werde das Zeug noch heute abend verschwinden lassen. Die große Tonne ist leer, aber du mußt jetzt aufstehen. Bitte, Susan, es ist wichtig.«

Die Frau runzelte die Stirn. Sie sprach nicht, aber sie hob langsam den Kopf und öffnete auch die Augen.

Irvin sah den Blick.

Nein, er wurde nicht zu Eis, aber er konnte sich nicht mehr bewegen. Dieser Blick bannte ihn. Er war eiskalt, und Irvin wußte, daß Susan nicht weit von ihrer Metamorphose entfernt stand. »Was ist denn so wichtig, Irvin?« fragte sie. In ihrer Stimme schwang etwas mit, das einem Menschen angst machen konnte.

»Wir haben Besuch bekommen.«

Bevor er noch ausreden konnte, unterbrach Susan ihn mit einer Frage. »Sind es Gäste?«

»Ja.«

»Dann sei froh.«

»Nein, das bin ich nicht. Es sind besondere Gäste, wenn du verstehst, Susan.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Noch nicht, aber du wirst es mir erklären, hoffe ich.«

»Das werde ich auch. Die drei Männer, die gekommen sind, haben nach der Zeitschrift gefragt!«

Susan Falaise stand da, als wäre sie geschlagen worden. Ihr Körper regte sich nicht mehr. Sie war zur Salzsäule geworden, aber dieser Zustand hielt nicht lange an, denn sie drückte ihre Hände neben sich und stand langsam auf. Sehr langsam, wie jemand, der sich dabei noch zu einem Entschluß durchringen will, ihn sich aber noch überlegt.

»Nach der Zeitschrift?« flüsterte sie.

»So ist es.«

Susan strich mit ihren Fingern durch das Gesicht und drückte die Haut dabei tief ein. »Nur nach der Zeitschrift oder auch nach ihr?« Sie konnte das Knurren in der Stimme kaum unterdrücken.

»Nein, nicht direkt. Aber ich kann mir vorstellen, daß sie auch etwas über sie wissen.«

»Das glaubst du?«

»Es ist so!«

Susan überlegte, während sie die Kadaver betrachtete. »Hast du etwas Besonderes an ihnen festgestellt, Irvin?«

»Nein.«

»Woher kamen sie?«

»Aus London.«

»Da war der Wanderer, nicht wahr?«

»Ja. Er hat dort seine Spuren hinterlassen, und man hat von ihm nichts mehr gehört. Dafür bekamen wir diesen Besuch.«

»Das ist nicht gut«, erklärte die Frau.

»Du sagst es.«

»Und was soll ich tun?«

Irvin lachte meckernd und höhnisch. »Du könntest zu ihnen gehen. In der Abfalltonne ist noch Platz. Es wäre *ein* Aufwasch, und dir täte es gut, meine ich.«

Susan lächelte. »Du bist fast schlimmer als ich.«

»Deshalb passen wir auch so gut zusammen.«

»Aber du gehörst nicht zu ihr.«

»Das stimmt auch.«

Susan kicherte. »Wir passen uns an«, sagte sie dann. »Ja, wir haben uns angepaßt. Aber irgendwann muß mal Schluß sein. So sehe ich das. Wir können uns nicht immer verstecken und…«

»Das meine ich doch, und deshalb möchte ich, daß du zu ihnen gehst. Die Zeit ist günstig. Es gibt keine weiteren Gäste. Ich habe das

Restaurant geschlossen und werde es heute wohl nicht mehr öffnen. Du hast also freie Bahn.« Er merkte, daß seine Frau vorgehen wollte, und er trat deshalb zur Seite.

Susan Falaise ging auch vor. Nach zwei Schritten blieb sie stehen und richtete sich auf. Dabei drückte sie ihren Rücken durch und hatte den Kopf nach hinten gelegt, um zur Decke schauen zu können. Das würde nicht so bleiben, Irvin wußte das, aber er mußte seiner Frau auch die nötige Zeit geben.

Susan hob die Arme an. Sie schlug ihre Hände vor das Gesicht und senkte den Kopf. So blieb sie stehen, die Finger tief in die Haut gedrückt, und aus ihrem Mund drang wieder ein tiefes Knurren, das den Lauten eines Raubtiers ähnelte.

Dazwischen vernahm ihr Mann die schluchzenden Geräusche, die kaum noch etwas Menschliches an sich hatten. Susan bewegte und drehte sich auf der Stelle, sie verdeckte noch immer ihr Gesicht.

Trotzdem zuckte es unter den Händen, das konnte Falaise sehen, und er war damit sehr zufrieden.

Er durfte nur nicht den Fehler begehen, zu nahe bei ihr zu bleiben, deshalb zog er sich etwas zurück, damit Susan Platz hatte, um die Verwandlung zu erleben.

Sie trat nach hinten und zur Seite. Dann schüttelte sie den Kopf und ließ ihre Hände urplötzlich sinken.

Sie zeigte ihr Gesicht.

Es hatte sich verändert. Oder es war ein Austausch vorgenommen worden, denn nun präsentierte Susan ihr wahres Gesicht.

Sie war eine Kreatur der Finsternis!

***

Obwohl Irvin alles kannte, es auch des öfteren miterlebt hatte, spürte er noch immer diesen gewaltigen Strom, der durch seinen Körper floß und ihn erhitzte. Er kannte seine Frau bereits einige Jahre.

Er wußte auch, wen und was er geheiratet hatte, ebenso, daß sie ihn nicht liebte, sondern nur mit ihm zusammen war, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, aber diese Verwandlung würde ihm immer fremd bleiben. Besonders die Kreatur, die darunter zum Vorschein gekommen war.

Es war nicht mehr ihr Gesicht, aber es war noch ihr Kopf. Allerdings war er größer geworden, und er sah dabei so aus, als wäre das, was in ihm steckte, in einer Luftblase gefangen, in der sich weit im Hintergrund die Züge des menschlichen Gesichts abzeichneten, was aber nichts mehr zu bedeuten hatte, denn die andere Kraft war durchgebrochen.

Susans Gesicht erinnerte an das eines Fabeltieres. Es wies eine entfernte Ähnlichkeit mit dem eines Papageis auf. Die flache Stirn, die

geradewegs in den Schnabel überging, was bei ihr nicht genau zu identifizieren war. Es konnte ein Schnabel, aber auch eine stark nach unten gebogene Nase sein, die am Ende gekrümmt war und spitz zulief. Umgeben war diese Schnabelnase von der schuppigen Haut einer Echse. Die Schuppen lagen wie kleine Dachpfannen neben- und übereinander und schimmerten im Licht der Lampe rötlich.

Einen weiteren Mund gab es in dieser Fratze nicht. Sie bestand nur aus dem Schnabel und aus zwei Augen. Sie sprangen wie schwarze Halbkugeln aus diesem Etwas hervor, und in ihren runden Vorderseiten fing sich das Licht der Lampe.

Irvin Falaise wich noch weiter zurück. Er kannte diese Verwandlung schon seit Jahren, aber er wußte auch, daß er sich nie daran würde gewöhnen können. Er war ein Rädchen in diesem gewaltigen Spiel, er hatte zu gehorchen, wenn nicht, würde er sterben.

Der Körper seiner »Frau« streckte sich. Sie zerrte die Schultern nach oben. Sie hob den Kopf an, und plötzlich schnellte auch der Schnabel nach vorn, wobei er sich gleichzeitig öffnete. Zwischen den beiden Hälften blieben dünne Speichelfäden hängen, die an hauchzarte Spinnweben erinnerten.

Zähne waren nicht zu sehen, aber die Ränder beider Schnabelhälften waren scharf geschliffen.

Susan drehte ihrem Mann den Kopf zu.

Falaise nickte. Er zwang sich dabei zu einem Lächeln. So wußte sie, daß sie akzeptiert wurde.

»Sie sind oben«, flüsterte er. »In ihren Zimmern. Du kannst hingehen und sie vernichten.«

Das wahre Gesicht der Kreatur zitterte. Es verschwamm, wurde undeutlich, drang dann wieder nach vorn, und die Schuppen sahen aus, als würden sie sich bewegen.

Die Kreatur, die Susan hieß, drehte sich der Tür zu. Dann ging sie. Um Irvin kümmerte sie sich nicht, obwohl er ihr noch die Warnung zurief, doch vorsichtig zu sein.

Susan Falaise wollte töten. Bisher hatte sie niemand dabei aufhalten können…

***

Barry F. Bracht wurde von einer Lohe aus Feuer umweht, das mittlerweile sogar seinen Kopf erreicht hatte. Flämmchen von zwei verschiedenen Seiten hatten sich vereinigt. Tatsächlich nur kleine Flämmchen, daumengroß, dennoch gefährlich und auch tödlich.

Suko, der versucht hatte, Barry F. von diesen Flammen zu befreien, war gescheitert. Er hatte schon zurückweichen müssen und war nicht mal dazu gekommen, die Dämonenpeitsche zu ziehen. Aber der Inspektor hielt sich nicht allein in diesem Hotelzimmer auf, denn ich

hatte es gemeinsam mit ihm betreten.

Suko war wirklich den Tick schneller gewesen, aber gescheitert. Auch ich wollte Barry F. Bracht vor dem Feuer retten, das ihm eine unheimliche Person geschickt hatte. Mit dem Rücken stand er an der Wand. Er hielt die Lippen geschlossen, so daß kein Schrei aus seinem Mund drang, aber ich wußte, daß er stark litt, und das las ich auch in seinen Augen ab.

Das Feuer war nicht mit Wasser zu löschen, auch nicht mit irgendwelchen chemischen Stoffen. Es waren magische Flammen, die Flammen des Bösen, die ich attackierte.

Allerdings mit einer besonderen Waffe, denn mein Kreuz sollte das Feuer löschen. Es war nicht so unwahrscheinlich. Schon des öfteren hatte ich auf diese Art und Weise Erfolg gehabt, und ich erreichte Barry genau in dem Augenblick, als sich die Flammen noch mehr verdichteten, als wollten sie ihn gar nicht mehr freigeben.

Das Kreuz und ich bekamen im selben Moment Kontakt mit den Flammenzungen. Plötzlich strahlte das grelle Licht auf. Ich hatte meinen Talisman nicht erst zu aktivieren brauchen, er stemmte sich von allein gegen die Macht der magischen Flammen, die von einer unheimlichen Person geschickt worden waren, und er löschte sie.

Es gab keinen Rauch, keinen Qualm. Ich hörte nicht mal ein Zischen, aber ich war sehr nahe an diesen magischen Gruß herangekommen und hatte in meinen Ohren das Brausen gehört, als wäre es von zahlreichen Stimmen abgegeben worden.

Ich krallte Barry F. fest. Er war schwer, und es war zu spüren, daß er nur durch meinen Griff auf den Beinen bleiben konnte, ansonsten tobte die Schwäche in ihm.

Als ich an ihm zerrte, fiel er gegen mich, und er war verdammt schwer geworden, so daß ich ihn von mir stemmen mußte, um ihn auch zu halten. Suko sah meine Bemühungen. Er half mir. Ich hörte seine Stimme, als er sagte: »Komm, wir legen ihn aufs Bett!« Und ich war überrascht, ihn normal sprechen zu hören, denn eigentlich hätte er verletzt sein müssen.

Gemeinsam schleiften wir Barry F. auf das Doppelbett zu und ließen ihn dort niedersinken. Er blieb auf dem Rücken liegen, das Gesicht war verzerrt, und der Atem drang heftig aus seinem Mund.

Äußerlich zeigte Barry F. Bracht keine Verletzungen, trotzdem brauchte er eine Pause, um sich zu erholen. In dieser Zeit beschäftigte ich mich mit Suko und schüttelte nur den Kopf.

»Was hast du, John?«

»Ich kann mich nur wundern über dich. Ich sah dich in die Flammen laufen. Du hast sogar geschrieen, aber du bist nicht verletzt. Oder spürst du etwas an dir?«

»Nein!«

»Und trotzdem hast du…«
»Laß es dir erklären, John.« Er hob die Hand und ließ sie wieder sinken. »Es war nicht eben eine Offenbarung, die ich innerhalb einer winzigen Zeitspanne mitbekam. Ich kann dir auch nicht sagen, wie lange alles gedauert hat, aber das Feuer hat mich auf eine Art und Weise erwischt, die mit der eigentlichen Hitze nichts zu tun hat. Es war wie eine Botschaft, ein Strom. Hitze jagte in mir hoch. Ich hatte auf einmal den Eindruck von innen zu verbrennen, nur war es kein normales Feuer, sondern ein Angriff auf anderer Ebene, der ich nichts entgegensetzen konnte.«
»Mehr weißt du nicht?«
»Nein.« Er grinste zäh. »Vielleicht hätte ich länger mit den Flammen Kontakt haben müssen, dann wäre das Fremde in mir stärker durchgekommen.«
»Das Fremde?«
»Ja, schau nicht so erstaunt. Ich bekam nicht nur mit den Flammen Kontakt, sondern auch mit dem, was hinter ihnen stand.«
»Was denn?«
Er hob die Schultern. »Natürlich habe ich darüber nachgedacht. Es könnte so etwas wie eine andere Macht gewesen sein. Eine andere Erklärung habe ich dafür nicht.«
Ich runzelte die Stirn. »Wenn du von einer anderen Macht sprichst, dann muß das die sein, von der auch Barry berichtet hat.«
»Ja, Hades.«
»Die Flammenfrau.«
»Auch.«
Ich wies auf Barry F. Bracht. »Es ist besser, wenn wir *ihn* fragen. Er hat länger in den Flammen gestanden und deshalb mehr mitbekommen können. Und er hat das Feuer überstanden.«
Suko wunderte sich über meinen Tonfall, denn er fragte: »Gefällt dir das etwa nicht?«
»Doch«, erklärte ich, »das schon. Es gefällt mir gut, aber ich frage mich, warum wir keine Verletzungen davongetragen haben. Keiner von uns dreien. Das ist schon ungewöhnlich.«
Mein Freund hob die Schultern. »Dazu kann ich dir nichts sagen, John. Ich weiß es einfach nicht.«
»Ein normales Feuer war es jedenfalls nicht. Es fehlt die Hitze…«
»Und der Rauch!« vollendete Suko.
»Sehr richtig.«
Bracht hatte seinen Platz auf dem Bett nicht verlassen. Bisher. Jetzt stemmte er sich auf die Ellbogen der angewinkelten Arme und drückte sich langsam hoch. Dabei schaute er uns an. Doch auf seinem Gesicht zeigte sich kein Lächeln.
»Soll ich mich danach erkundigen, wie es dir geht?« fragte ich.

»Nein, das weiß ich selbst nicht.«

»Du spürst also keine Nachwirkungen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Aber du warst ziemlich lange von dieser Flammenwand eingeschlossen.«

Barry gab mir keine Antwort, sondern wandte sich Suko zu. »Ist das bei dir nicht auch der Fall gewesen?«

»Das muß ich leider zugeben.«

»Okay.« In Brachts Augen schimmerte es. »Und was hast du dabei erfahren oder erlebt?«

Suko schüttelte den Kopf. »Willst du das wirklich wissen?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Nichts habe ich erlebt oder durchgemacht. Ich spürte auch keine Hitze. Sieh mich doch an. Nicht mal die Kleidung wurde versengt. Das waren keine normalen Flammen.«

»Und innerlich, Suko? Was hast du da mitbekommen?«

Mein Freund zeigte ein Grinsen. »Was heißt innerlich? Ich bin völlig normal gewesen.«

»Keine Nachricht?«

»Von wem?«

»Von der Herrin des Feuers«, flüsterte Barry. »Da ist etwas gewesen, ich habe den Kontakt gespürt, aber es fällt mir schwer, eine Erklärung abzugeben. Ich komme damit einfach nicht zurecht, so leid es mir tut.«

»Sie also«, sagte Suko.

»Ja, sie. Ich kenne sie nicht. Ich habe sie nie gesehen, aber ich weiß, daß sie bei mir war. So schwer es auch ist, euch das erklären, aber ihre Botschaft steckte in jeder kleinen Flamme, die mich umtanzte. Sie war einfach da. Die Flamme war ein Teil von ihr. Sie schien sich aufgelöst zu haben und hat sich später verteilt. Und ich merkte noch etwas.« Suko und ich sahen, daß er anfing zu frieren. »Hinter ihr«, fuhr Bracht fort, »hatte sich etwas aufgebaut, das dem Feuer widersprach und einen Gegenpol bildete. Etwas Unheimliches, etwas Kaltes. Ein Gebilde im Hintergrund, vor dem man frieren und große Angst haben konnte. Es war grauenhaft. Es war eine schreckliche Botschaft, die ich noch nicht verkraftet habe. Ich weiß nicht, was mich da erwischt hat, aber ich ziehe mich innerlich zusammen, wenn ich nur daran denke. So etwas habe ich noch nie zuvor erlebt«, flüsterte unser Freund. »Das war der absolute Schock. Auch jetzt, wenn ich darüber nachdenke, bin ich nicht in der Lage, es zu beschreiben. Ich kriege dann panische Angst. Wie noch nie im Leben. Wenn ihr versteht. Da ist etwas, daß ein Mensch nicht so ohne weiteres fassen kann. Vor dem er kuschen, vor dem er in den Staub fallen muß. Keine göttliche Macht, sondern etwas, das das Gegenteil dessen bildet. Könnt

ihr mir folgen?«
Ich nickte.
»Was ist es denn, John?«
»Luzifer!«
Barry F. schluckte und sagte kein Wort. Er mußte über diesen Begriff erst nachdenken. Im Laufe der Zeit war so gut in die Terminologie der Schattenreiche eingeweiht worden, daß er mit dem Begriff Luzifer auch zurechtkam. »Meinst du, daß die Herrin des Feuers, dieses schreckliche Wesen, von ihm gelenkt wird?«
Ich stimmte zu und präzisierte meine Antwort noch. »Zumindest wird die Herrin des Feuers von dieser Kraft beschützt.« Ich sprach weiter. »Es ist auch nicht mal so unwahrscheinlich, wenn wir davon ausgehen, daß wir es mit den ältesten Dämonen zu tun haben, den Kreaturen der Finsternis. Sie hat es schon zu Zeiten des gewaltigen Engelsturzes gegeben, und Luzifer, der gottgleich werden wollte, war natürlich nicht allein. Er hat zahlreiche Helfer gehabt, unter anderem auch die Kreaturen der Finsternis, die zu den damaligen Zeiten natürlich nicht so geheißen hatten, aber mit den heutigen durchaus zu vergleichen sind, auch wenn sie sich geschickt den Menschen angepaßt haben und immer noch versuchen, sie zu unterwandern, um ihre eigenen Gesetze durchzusetzen.«
Barry F. Bracht schwieg. Er mußte meine Erklärung erst verdauen und überdenken. Schließlich rang er sich zu einer Frage durch. »Meinst du wirklich, daß die Dinge so weit zurückreichen?«
»Ja, das denke ich.«
»Aber warum?« Er ballte die Hände. »Warum das alles nach was weiß ich für langen Äonen?«
»Weil die Auseinandersetzung noch nicht beendet ist. Sie geht weiter. Es ist die Politik der Nadelstiche, verstehst du. Immer wieder setzen sie an, stoßen ihre kleinen Nadeln hinein in die Körper, fügen Wunden zu, rühren darin herum und suchen nach Ansatzpunkten. Sie geben nicht auf, sie haben ja überlebt, wenn auch im Verborgenen. Aber immer wieder treten sie ans Tageslicht, und das Gefährliche daran ist, daß man die Kreaturen der Finsternis von einem Menschen nicht unterscheiden kann. Sie sehen aus wie Menschen, aber sie handeln so grausam wie Bestien.«
»Was der vierfache Mord bewiesen hat.«
»Sicher.«
Barry F. Bracht hatte damit ein Thema angesprochen, das der Einstieg für uns in diesen Fall gewesen war. Vier Menschen waren brutal getötet worden, regelrecht hingerichtet. Ein Elternpaar und zwei Kinder. Der Vater war ein Kollege von mir gewesen. Am letzten Tag seines Urlaubs war der Killer in das Haus eingedrungen und hatte den Tod hinterlassen. Ein Killer, der sich Wanderer nannte. Wir hatten

ihn noch als Untoten erlebt und schließlich vernichten können, denn auch er hatte zu den Kreaturen der Finsternis gehört. Sie liebten den Tod, das Verbrechen, das Leid und auch die Angst der Menschen. Daran konnten sie sich ergötzen. Alles, was sich gegen den Schöpfer stellte, war ihre Welt, besonders die Gewalt. Und von dieser Gewalt und auch dem Sterben hatte eine Zeitschrift mit dem bezeichnenden Namen Hades berichtet. Die Schreiber dieser Artikel ergötzten sich in blutigen Einzelheiten. Man konnte zwischen den Zeilen den Spaß lesen, den sie bei ihrer Arbeit gehabt hatten.

Das war nicht normal, das hatte Suko und mich auf ihre Spur gebracht, aber auch Barry F. Bracht, denn Lisa Pernell war eine Kollegin von ihm gewesen, die halbtags im selben Verlag arbeitete wie er. Er war von ihrem Tod nicht losgekommen, er hatte ständig an sie denken müssen, was ihm unnatürlich vorgekommen war. So hatte er dann nach den Gründen gefragt und in seinen Träumen, in dem sein Zweitkörper Zebulon entstand, auch die Frau im Feuer erlebt. Er hatte sich deshalb mit uns in Verbindung gesetzt, und nun suchten wir sie gemeinsam auf der Insel Guernsey, denn hier sollte die Redaktion der Zeitschrift ihren Sitz haben. Noch hatten wir sie nicht gefunden, aber wir waren entschlossen, ihr noch an diesem Tag einen Besuch abzustatten.

»Und du bist wieder völlig okay?« wollte Suko von unserem Freund wissen. »Es hängt dir nichts mehr nach?«

»Momentan nicht«, gab Barry F. leise zurück. »Wirklich nicht. Ich komme selbst kaum damit zurecht, aber es ist so geschehen. Mir hängt tatsächlich nichts nach, und ich bin auch der Ansicht, daß man mich nicht hat verbrennen wollen.«

»Was dann?«

Er hob die Schultern. »Eine Warnung, Suko.« Der Blick seiner Augen wurde Nachdenklich. »Oder ein Versuch, mich auf die andere Seite zu ziehen und mich dort zu integrieren.«

»Meinst du wirklich?«

»Ich weise es nicht von der Hand. Vielleicht könnte ich ihr sogar behilflich sein.« Er lächelte plötzlich, aber es sah kantig aus. »Nicht jeder ist schließlich in der Lage, einen Zweitkörper zu produzieren und ihn noch in eine andere Gestalt hineinwachsen zu lassen. Ich bin dann nicht mehr Barry F. Bracht, sondern Zebulon, jemand, der durchaus etwas bewegen kann auf einer Ebene, die den meisten Menschen fremd ist. So und nicht anders sehe ich die Dinge.«

Da konnte er recht haben. Bracht war zwar nicht einmalig, was die Produktion des Astralleibs anging. Vor kurzem erst hatte ich schreckliche Dinge durchlitten, was dieses Thema anging, als die Conollys in die Klauen eines von einer Schamanin produzierten Astralleibs gerieten, aber Barry war anders. Er durchwanderte die

Traumwelten, und er war auch in der Lage, dort etwas zu verändern.

Er konnte mit Feinden kämpfen und sie zerstören. Das allein zählte.

»Fest steht«, sagte Suko, »daß die andere Seite genau weiß, wo wir uns aufhalten. Sie hat schon etwas unternommen, und es wirft natürlich die Frage auf, ob wir es auf diesem Eiland nur mit einer oder mit mehreren Personen zu tun haben, die sich zum Kreis der Kreaturen der Finsternis zählen. Was meint ihr?«

»Diese Frau ist nicht allein!« erklärte ich. »Nein, daran kann ich nicht glauben. Wenn wir davon ausgehen, daß wir die Redaktion der Zeitschrift *Hades* suchen, glaube ich fest daran, daß sie Mitstreiter hat, die für sie arbeiten.«

»Die Artikel schreiben«, konkretisierte Barry.

»Genau das.«

»Und weiter?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Es ist nichts weiter zu sagen. Wir brauchen mehr Informationen. Das setzt Hilfe voraus, da wir ja fremd auf der Insel sind.«

»Wer sollte uns denn helfen können? Die Polizei? Unsere Kollegen hier?«

»Nein, Suko, das glaube ich nicht. Ich denke da eher an den Hotelier.«

»Falaise?«

»Er kennt sich aus. Typen wie dieser Mann stecken ihre Nasen überall hinein. Er wird die Insel kennen wie seine Westentasche. Bevor wir uns auf den Weg machen, werde ich ihm auf den Zahn fühlen. Wartet hier im Zimmer auf mich.«

»Es ist zumindest eine Chance«, gab Suko zu. In seiner Stimme schwang keine Begeisterung mit.

»Gut, wir warten dann auf dich«, sagte Barry F. Bracht.

»Was willst du ihn denn fragen, John?«

»Bestimmt nichts über die Kreaturen der Finsternis. Zumindest erwähne ich das Thema nicht offen. Ich werde versuchen, mehr über die Zeitschrift und deren Redaktion herauszufinden. Er wird sie kennen, das glaube ich, und ich bin gespannt, wie er zu ihr steht.«

Suko nickte. »Dann drücken wir dir die Daumen.«

Ich lächelte und ging zur Tür. Es war besser, wenn jemand bei Barry F. Bracht blieb. Schon einmal hatte es ihn urplötzlich getroffen. Wenn diese rätselhafte Feuerfrau wieder angriff, würde Suko sicherlich seine Dämonenpeitsche ansetzen, um das Feuer zu stoppen. Diesmal zumindest war er schlauer.

Ich stellte mir alles so simpel vor. Was tatsächlich dahintersteckte, konnte ich nicht mal ahnen…

***

Es gibt laute Hotels, auch ruhige, aber was ich in diesem Haus erlebte, das war schon eine Ruhe, die mir mehr als ungewöhnlich vorkam. Es mochte auch daran liegen, daß wohl niemand das Restaurant besuchte oder ein Bier trinken ging in der Gaststube, denn Stimmen oder das Öffnen sowie das Zufallen irgendwelcher Türen hörte ich nicht. Ich hatte das Zimmer verlassen, war auf den Flur hinausgetreten und schritt durch die dichte Stille, die nur von meinen eigenen Geräuschen unterbrochen wurde.

Die Treppe war eng. Es roch auch muffig im Treppenhaus. Ich überlegte, ob dieser Geruch neu war, oder ob ich ihn schon bei unserer Ankunft wahrgenommen hatte.

Erinnern konnte ich mich nicht, und der Gestank nach Essen wehte auch nicht zu mir hoch.

Ich schaute die Treppe hinab. Sie lag im Dämmerlicht der schwachen Lampen.

Kalt war es nicht. Trotzdem hatte ich eine Gänsehaut bekommen. Die Vorahnung eines schlechten Gefühls, das sich eigentlich nur auf den Hotelier beziehen konnte, denn eine andere Person hatten wir in diesem Haus noch nicht gesehen.

Ich lauschte und wäre froh gewesen, irgendwelche Stimmen zu hören, aber auch den Gefallen tat man mir nicht. Es blieb still im unteren Eingangsbereich. Der Hotelier schien tatsächlich Feierabend gemacht zu haben, hatte aber das Licht nicht gelöscht, denn ein gelblicher und müde wirkender Schein verteilte sich am Ende der Treppe.

Ihm ging ich entgegen. Vorsichtig und leise, um nicht gehört zu werden.

Was eigentlich normal war, kam mir hier nicht so vor. Die Stille bedrückte mich, und als ich die letzte Stufe erreicht hatte, ging ich noch einen Schritt vor und blieb stehen.

Vor mir lag der Rezeptionsbereich. Den Namen Foyer verdiente er nicht, da reichte die Größe nicht aus. Es gab auch keine Pracht, keine guten Möbel. Was hier stand, wirkte erneuerungsbedürftig, war abgesessen und vom Zahn der Zeit angenagt worden.

Zwar hatte ich mit Irvin Falaise sprechen wollen und hatte dies auch jetzt noch vor, trotzdem hielt ich mich mit einer Frage zurück. Ich rief nicht nach ihm, sondern näherte mich der schmalen Theke, hinter der Falaise gestanden hatte und sich jetzt nicht mehr aufhielt. Er hatte sogar seine altmodische Registrierkasse allein gelassen. Jeder hätte ihr Geld entnehmen können.

Ich legte meine Hände neben den Prospekten auf das Holz. Rief aber noch immer nicht nach Falaise, denn mir war etwas aufgefallen.

Ich hörte ein Geräusch! Nicht vor mir.

Nein, es waren mehrere Geräusche, die mir fremd vorkamen. Es war

mir unmöglich, sie zu identifizieren. Daher wollte ich herausfinden, wo sie entstanden waren, was gar nicht so leicht war.
Sie hörten sich dumpf an, als wären sie von irgend einem Hindernis unterdrückt worden.
Wieder suchte ich den Bereich des Eingangs ab. Da war nichts zu sehen, aber die Geräusche blieben. Ich vermeinte sogar, einen Fluch oder ein Schimpfwort zu hören, abgegeben von einer männlichen Stimme. Und zwar vor mir. Jenseits der Rezeptionstheke.
Ich bewegte meine Hände, war dabei etwas ungeschickt und stieß gegen einige Prospekte, die sich von dem kleinen Stapel lösten, über die vordere Kante rutschten und zu Boden flatterten. Ich ließ sie liegen.
Mein Weg führte mich zu dem Arbeitsplatz des Hoteliers. Von der linken Seite her konnte ich ihn betreten und mußte nur ein in die Theke eingearbeitetes Brett in die Höhe heben.
Der nächste Schritt brachte mich hinter die Theke.
Dort blieb ich stehen.
Abermals hörte ich die Stimme. Links von mir, wo sich die glatte Wand befand.
War sie wirklich glatt?
Ich schaute genauer hin, und auf einmal war das leichte Ziehen im Magen da, denn durch das exakte Beobachten hatte ich tatsächlich die Umrisse der schmalen und nicht sehr hohen Tür gesehen, die eigentlich perfekt in das Holz an der Wand integriert war, aber jetzt nur angelehnt worden war.
Dahinter also war die Quelle der Geräusche.
Ich atmete tief ein.
Es konnte alles normal sein. Ich machte mir etwas vor, zumindest durfte ich das nicht aus den Augen verlieren, aber die Laute blieben, und auch die Stimme. Ich hatte sie mittlerweile als die des Hoteliers identifiziert. Was immer hinter der Tür lag, vielleicht ein Lager oder ähnliches, der Mann war da beschäftigt.
Wenn es tatsächlich ein Lager war, dann mußte dort etwas aufbewahrt werden, das einfach widerlich stank. Der Geruch, den ich schon oben an der Treppe wahrgenommen hatte, hatte sich nämlich verstärkt. Jetzt, als ich mich auf ihn konzentrierte, fand ich ihn schon widerlich. Es stank nach verdorbenem Fleisch, und dieser Vergleich gefiel mir überhaupt nicht. Verdorbenes Fleisch bedeutete auch Verwesung, und es verwesten nur organische Dinge!
Ich schüttelte mich, schluckte, aber ich zog mich nicht zurück. Meine Neugierde war geweckt. Auf Zehenspitzen bewegte ich mich über die kurze Distanz auf die schmale Tür zu.
Da war auch Licht.
Ein heller Streifen sickerte durch die Spalte am Boden. Die Tür hatte

keine Klinke. Sie ließ sich normalerweise anders öffnen. Ich aber konnte sie aufstoßen.

Sie schwang nach innen. Geräuschlos. Und dann geschah es. Der Gestank raubte mir den Atem.

Er war so intensiv, daß ich für einen Moment die Augen schloß und nicht in den anderen Raum hineinschaute. Ich war einfach zu stark überrascht worden.

Ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte, nahm mich gefangen. Es setzte sich in der Kehle fest, sorgte für ein Würgen, und vor meinem geistigen Auge entstand das Bild einer großen Leichenhalle, in der die Toten nicht in Särgen lagen, sondern schon seit Tagen auf dem Boden, wo sie vermoderten.

Ich versuchte, den Gestank zu ignorieren und konzentrierte mich.

Deshalb öffnete ich die Augen wieder. Ich sah sofort, was hier ablief.

Das Licht war schwach. In dem Raum stand ein altes Metallbett, und darauf hatte jemand gelegen, bestimmt nicht der Mann, der mir den Rücken zudrehte, und dabei war, Leichenteile aufzuheben, um sie in einem blauen Plastiksack zu verstauen. Im ersten Moment hatte ich an menschliche Überreste gedacht, das traf glücklicherweise nicht zu, denn zerrissene oder angefressene Kadaver von Hunden und Katzen landeten in dem Sack. Auf dem Boden- schimmerten große Flecken, die Reste von Blut und anderen Körperflüssigkeiten.

Es war Irvin Falaise, der hier »arbeitete«. Und er war so in sein Tun vertieft, daß er mich nicht bemerkte. Er hatte nicht mal mitbekommen, daß hinter ihm die Tür geöffnet worden war.

Ich hatte Zeit und wartete deshalb ab. Der Hotelier schimpfte. Die Worte verstand ich kaum. Aber er schien es leid zu sein, den Diener zu spielen.

Diener? Für wen?

Ich würde ihn fragen, und öffnete die Tür jetzt ganz. Gewöhnt hatte ich mich an den Gestank nicht, aber ich war jetzt bereit, ihn zu akzeptieren. Es gab keinen, der hier gelüftet oder ein Deo gesprüht hätte. So öffnete ich die Tür weiter. Obwohl ich weiterhin kein Geräusch vernahm und auch der Hotelier nichts hören konnte, war ihm doch etwas aufgefallen. Er stand gebückt da und wollte einen Fellklumpen anheben, als er nicht mehr zugriff und in seiner nach vorn gedrückten Haltung verharrte.

Er drehte sich nicht um. So wie er aussah, war er noch nicht sicher und lauschte.

Ich zog die Tür jetzt so weit wie möglich auf, trat hörbar auf und sprach mit leiser Stimme den Namen des Mannes aus. »Mr. Falaise…?«

Der Hotelier rührte sich nicht. Er brachte nur einen Laut hervor, der sich wie ein Würgen anhörte, ansonsten blieb er in seiner gebückten Haltung.

Ich stand einen Schritt von der Tür und fragte: »Haben Sie mich nicht gehört?«

Der Mann stöhnte auf, bevor er sich endlich bewegte und in die Höhe stemmte. Dabei rutschte seine linke Hand vom Plastiksack ab. Das dünne Zeug knisterte noch nach. Langsam drehte er sich um.

Das Licht war gut genug, um sein Gesicht sehen zu lassen. Um den Mund herum lag ein Ausdruck des Ekels. Die Augen sahen groß und sehr erschreckt aus, aber der Blick änderte sich sehr bald, als er mich erkannte. Er wirkte irgendwie verschlagen, als wüßte der Hotelier genau über mich Bescheid.

»Was wollen Sie?«

Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Eigentlich hatte ich mit Ihnen über ein anderes Thema reden wollen. Nun aber interessiert mich doch, was Sie hier tun.« Ich schüttelte den Kopf. »Sammeln Sie hier irgendwelche Tierkadaver ein?«

Er schnappte nach Luft oder atmete tief ein, trotz der miesen Luft. Es war ihm und auch mir egal.

Dann sagte er nur ein Wort. »Raus!«

»Nein!«

Ich hatte ihm mit der einen Antwort zu verstehen gegeben, was ich von seiner Anordnung hielt.

Der Hotelier war überrascht. So dauerte es einige Sekunden, bis er sich gefangen hatte. »Verschwinden Sie hier, Sinclair! Sie haben hier nichts zu suchen. Das ist einzig und allein meine Privatsache, was ich wegräume oder in einen Plastiksack verstaue.«

»Im Prinzip haben Sie recht. Das sollte man auch meinen. Nur ist es schon recht ungewöhnlich, wenn ein Mensch tote Tiere in einen Müllsack steckt, wobei die Tiere noch aussehen, als wären sie angefressen oder halb zerhackt worden.«

»Das ist alles mein Problem.«

Es mochte wohl sein, nur ließ ich trotzdem nicht locker. »Haben *Sie* die Hunde und Katzen so zugerichtet?«

»Das geht Sie einen Scheißdreck an!«

Ich überhörte wieder die Antwort und deutete an ihm vorbei auf das Bett. »Oder ist dieser Raum auch Ihr Schlafzimmer? Ich kann mir kaum vorstellen, daß jemand bei diesem Gestank noch Schlaf findet. Es sei denn, er ist daran gewöhnt, oder er ernährt sich von dem Fleisch der getöteten Tiere.«

Mein Bleiben und meine Fragen hatten ihn nervös gemacht. Einige Male zuckten seine Mundwinkel. Sogar die Haut am Hals bewegte sich. Er sah aus wie jemand, der nicht wußte, wie er sich verhalten sollte, denn seine Coolness war abgeblättert. Jetzt zeigte er sein wahres Gesicht. Eine Mischung aus Unsicherheit und Wut. »Wenn du hier nicht verschwindest, Sinclair, dann sorge ich dafür, daß du mit

den Füßen zuerst hinausgetragen wirst.«

»Ist das eine Drohung?«

»Wie Sie wollen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Damit kommen Sie nicht durch, Mr. Falaise. Lassen Sie uns reden wie zwei Erwachsene. Für alles gibt es eine Lösung.«

»Klar, die gibt es.« Sein rechter Arm schnellte vor. Der Zeigefinger verwandelte sich in einen Speer, der auf mich deutete. »Auch für dich gibt es die Lösung.«

Er hatte sich selbst Mut gemacht und die Drehzahl der Aggressionen noch gesteigert. Jetzt gab es keine Bremse mehr, denn er stürmte plötzlich auf mich zu. Es war keine große Strecke, die er zurückzulegen hatte, doch in der kurzen Zeit verwandelte sich sein Gesicht in eine Fratze, aus der mir sein persönlicher Haß entgegenleuchtete. Er wollte mich niederschlagen und hieb schon vorher mit beiden Fäusten nach mir, obwohl er sich noch nicht in meiner Nähe befand.

Ich tauchte weg. Die Schläge streiften mich nur. Dafür konterte ich. Meine Faust grub sich in seinen Magen, und dieser Treffer stoppte ihn zunächst.

Ich bin kein großer Schläger, auch nicht unbedingt ein Boxer. Durch meinen Freund Suko war ich mit anderen Kampftechniken vertraut gemacht worden. Dieser eine Faustschlag hatte mir zunächst ausgereicht, denn es war mir gelungen, eine schwache Stelle bei Falaise zu erwischen. Er stand vor mir und keuchte. Leicht gebeugt, eine Hand gegen den Magen gepreßt. Aus seinem Mund drang ein süßlicher Geruch, nicht ganz so intensiv und schlimm wie Leichengestank.

»Seien Sie vernünftig, Mr. Falaise!«

Er wollte es nicht sein und schüttelte den Kopf. Wieder hob er eine Hand, es war die rechte, seine freie. Er ballte sie zur Faust, aber ich gestattete ihm kein Zuschlagen. Bevor er ausholen konnte, drückte ich meine Hand gegen seine Brust. Der nachfolgende Stoß war nicht mal heftig, aber er reichte aus, um den bärtigen Hotelier von den Beinen zu holen. Er kippte nach hinten, fiel gegen den blauen Plastiksack, brach auf ihm zusammen und drückte den Inhalt mit seinem Körpergewicht zusammen.

Ich folgte ihm. Erledigt war er natürlich nicht. So rollte er sich zur Seite, stöhnte dabei, kroch von mir weg - durch die nassen und blutigen Spuren auf dem Boden.

Ich ging ihm nach. »Wir sollten wirklich vernünftig miteinander reden, Mr. Falaise.«

Er wollte nicht. So rasch wie möglich krabbelte er auf Händen und Füßen davon. Sein Ziel war das Bett, als wollte er sich dort ausruhen.

In der Tat erreichte er es noch vor mir, stemmte sich dort hoch - und fuhr herum.
Diesmal mit einer »Waffe« in der Hand!
Ich hatte den Hammer nicht sehen können, kannte ihn aber von unserem Eintritt her. Da hatte ihn der Hotelier in der Hand gehalten, wie er es auch jetzt tat, weil er mir damit den Schädel einschlagen wollte.
Sein Schrei glich schon einem Röhren, als er auf mich zurannte und dabei weit ausholte. Irvin Falaise war ein massiger Mensch, er wirkte wie eine Dampfwalze, war aber schneller und wunderte sich plötzlich, als ich ihm genau im richtigen Moment entgegenlief.
Diesmal griff ich ihn nicht mit der Faust an, sondern setzte die Handkante ein.
Und dies war schneller.
Sie fegte in die Höhe und rammte genau in die Achselhöhle des Mannes.
Das war ein Bilderbuchtreffer. Der rechte Arm des Hoteliers wurde in die Höhe gewuchtet und damit auch der verdammte Hammer, den er nicht mehr halten konnte. Die Faust öffnete sich, ich mußte zur Seite springen, um nicht von dem herabfallenden Hammer erwischt zu werden. Danach hatte ich ein leichtes Spiel.
Wieder brauchte ich nur den Hotelier zurückdrücken, und diesmal schwankte er mit unsicheren Schritten auf sein Bett zu. Es stoppte ihn, dann sackte er nach unten und blieb auf dem Bett sitzen.
Sein Blick fiel auf die Faust, in der er eben noch den Hammer gehalten hatte. Der Arm schien entsetzliche Schmerzen auszustrahlen.
»Ich denke, daß wir jetzt reden können, Mr. Falaise, wo alle Differenzen geklärt sind.«
Er starrte mich nur an und flüsterte: »Hier kommst du nicht mehr lebend raus. Nicht du und auch deine beiden Freunde nicht…«

***

Drohungen war ich gewohnt. Ich ließ sie an mir abprallen. In diesem Fall allerdings stimmten sie mich nachdenklich, denn der Mann hatte mit einer Bestimmtheit gesprochen, wie es nur jemand konnte, der sich seiner Sache verdammt sicher war.
Und er hatte auch von meinen beiden Freunden gesprochen. Wir waren zu dritt, er stand allein. Ich wollte einfach nicht glauben, daß er es mit uns allen aufnahm, aber seine Sicherheit hatte mich schon irritiert, und darüber dachte ich nach.
Konnte es sein, daß er nicht allein war und sich noch Helfer im Hintergrund aufhielten? Der Gedanke war nicht mal absurd. Auch der hinterhältige Blick mit dem er mich anschaute, konnte durchaus ein Hinweis darauf sein.

»Sie nehmen das Maul noch immer recht voll, Mr. Falaise. Ich weiß nicht, woher Sie…«
»Man wird dich zerreißen.«
»Aber nicht Sie.«
»Das stimmt.«
»Ist es diejenige Person, für die Sie die Tierkadaver aufgesammelt haben?«
»Möglich.«
»Wer ist es?«
Er grinste mich nur an. Danach kicherte er. Noch immer sah er sich im Vorteil. Ich fühlte mich wie jemand, der auf glühenden Kohlen stand. Dennoch blieb ich ruhig und sagte: »Sie haben sogar meine beiden Freunde mit einbezogen…«
»Richtig, richtig.«
»Dann sollen auch sie sterben?«
»Ich hoffe es.«
»Aber nicht durch Sie!«
»Ich sage nichts mehr.«
»Gut, das ist Ihr Problem. Aber wie wäre es, wenn wir meine beiden Freunde gemeinsam besuchen? Na, kommt Ihnen das nicht entgegen? Da könnten Sie gleich sehen, ob sich Ihr Wunsch erfüllt hat.«
»Er wird es, keine Sorge.«
»Lassen Sie uns trotzdem nachschauen.« Ich schnickte mit den Fingern, um ihn dazu zu bewegen, sich zu erheben, aber der Mann blieb hocken, und ich zog meine Beretta.
Er starrte die Waffe an. »Was soll das denn?«
»Ich will nur einen kleinen Gang mit Ihnen nach oben in die erste Etage machen. Sie sollen den Herren selbst erklären, welches Schicksal ihnen bevorsteht.«
Er verzerrte den Mund und gab eine Antwort. »Die sind bestimmt schon tot.«
»Wer sollte sie umgebracht haben?«
Falaise hatte so ausgesehen, als wollte er mir eine rasche Antwort geben, überlegte es sich aber und schüttelte den Kopf. »Ich will dir etwas zeigen.«
»Was?«
»Kann ich aufstehen?«
Durch mein Nicken stimmte ich zu. Der Mann registrierte mit Genugtuung, daß ich meine Waffe wieder verschwinden ließ. Mit Falaise wurde ich auch ohne Pistole fertig.
Mit dem rechten Arm konnte er nicht viel anstellen, also stützte er sich mit dem linken ab. Es überraschte mich, daß er nicht an mir vorbei auf die Tür zugehen wollte, dafür schlug er eine andere Richtung ein und näherte sich der hinteren Wand. Er war am Fußende

des Betts vorbeigegangen. Ich blieb dicht hinter Falaise, der sich nicht einmal umdrehte.

Türen waren in dieser Umgebung erst bei genauerem Hinsehen zu erkennen. Das erlebte ich zum zweitenmal, denn auch die Tür an der Rückwand war mir bisher nicht aufgefallen. Außerdem lag sie in einem Teil des Raums versteckt, der nur spärlich beleuchtet war.

Falaise kannte sich aus. Er preßte seine Hand gegen eine bestimmte Stelle an der Wand und löste dabei mit dem Fuß eine kleine Sperre am Fußboden.

Der Ausgang war offen. Ebenso schmal und so niedrig wie auch die vordere Tür. Diesmal strömte mir die kühle Luft des hereinbrechenden Abends entgegen.

Der Hotelier drehte sich und blieb schräg stehen, so daß ich an ihm vorbei nach draußen schauen konnte, aber nicht viel sah, abgesehen von einer Mauer.

»Was soll das?«

»Geh raus!«

»Und dann?«

»Geh schon!«

»Nach Ihnen aber.«

Er kicherte wieder und sagte: »Gern, keine Sorge. Ich werde dir alles zeigen.«

Seine Sicherheit sorgte bei mir zwar nicht für ein unsicheres Gefühl, schon aber für eine gewisse Besorgnis, und so blieb ich auf der Lauer, auch als wir den Hinterhof betraten, wo der große Abfalleimer stand. Dort hinein hätte Falaise die Kadaver sicherlich geworfen, aber der Container interessierte ihn nicht mehr. Er ging an ihm vorbei und blieb nahe der alten, grauen Mauer stehen. Dann hob er den unverletzten Arm und zeigte auf die Rückseite seines Hotels, wo auch die Fenster der Gästezimmer lagen.

Aber nicht nur sie. Auf halber Höhe und irgendwie für mich unmotiviert war ein schmales Dach angebracht worden. Es erstreckte sich über die gesamte Breite des Hauses, wurde mehrfach durch Balken gestützt und war mit Teerpappe bedeckt. Mir war das Dach nicht aufgefallen, als ich aus dem Fenster geschaut hatte. Ich hatte darüber hinweggesehen.

»Da ist sie!« flüsterte der Hotelier und korrigierte in der Luft die Handstellung.

»Wen meinen Sie?«

»Meine Frau. Schau hin, Sinclair!« Er zeigte auf sie. Zumindest tat er so.

Ich sah hin, aber ich entdeckte sie nicht. Und doch fiel mir etwas auf. Ein Fenster war nicht mehr geschlossen. Ob die Scheibe fehlte, war von meinem Standort aus schlecht zu sehen. Jedenfalls gehörte das

Fenster zu Sukos oder meinem Zimmer, wenn ich mich nicht zu sehr irrte.

»Sie ist bereits da.«

»Ihre Frau?« fragte ich noch einmal.

»Klar.«

»Und was tut sie dort?«

Er spuckte aus. »Töten!« flüsterte er dann zischend. »Sie ist da, um zu töten. Ob Tiere, ob Menschen, sie reißt alles, denn sie ist etwas Besonderes.«

Gerade die letzten Worte hatten mich aufgeschreckt. Ich dachte auch an den Kadaver, und plötzlich lag mir der Begriff auf der Zunge, der einfach raus mußte.

»Ist Ihre Frau eine Kreatur der Finsternis?«

Irvin Falaise kicherte nur.

Mir war es Antwort genug!

***

Barry F. Bracht war wieder aufgestanden und wie ein unruhiger Geist durch das Zimmer marschiert, wobei ihm für seine Wanderung wirklich nicht viel Platz blieb.

Dafür hatte sich Suko gesetzt. Er hielt den Kopf gesenkt und wirkte wie jemand, der tief in den eigenen Gedanken versunken war. Zwangsläufig schaute er zu Boden, wo sich die Schatten der wandernden Beine abzeichneten und er den Weg des Freundes verfolgen konnte.

Schließlich hob Suko den Kopf, Barry hatte die Bewegung ebenfalls gesehen und blieb stehen.

»Was ist los?« fragte Suko. »Warum bist du denn so unruhig? Gibt es einen Grund?«

»Ja.«

»Schön - welchen denn?«

»Ich mache mir Sorgen um John. Er ist verdammt lange weg geblieben.«

Suko hob die Schultern. »Der wird einiges mit dem guten Falaise zu bereden haben.«

»Was denn?«

»Keine Ahnung, aber ich bin seiner Ansicht. Wenn jemand mehr über gewisse Dinge Bescheid weiß, die sich hier auf der Insel abspielen, dann ein Mann wie Falaise. Er ist von Beruf Hotelier, und als solcher bekommt man immer viel mit.«

»Stimmt.«

»Was regst du dich dann auf?«

»Man bekommt zwar viel mit, Suko, aber ich darf doch fragen, ob man auch alles sagt.«

»So läuft der Hase also.«
»Klar. Inzwischen traue ich keinem mehr, uns natürlich ausgenommen. Dieser plötzliche Feuerangriff hat mich aus dem Konzept gebracht, das gebe ich gern zu.«
»Dann rechnest du auch den Mann dort unten zu deinen Feinden?«
»Zu unseren, Suko. Ja, ich denke daran. Er ist irgendwie anders. Überhaupt gefällt mir die gesamte Umgebung nicht. Das ist doch kein Hotel, verdammt!«
»Wie meinst du das?«
»So wie ich es sagte. Dieses Haus ist so still, daß mir der Vergleich mit einer Gruft in den Sinn kommt. Eine Hotelgruft, in der man Leichen versteckt.«
Suko sah es weiterhin gelassen. »Mal eine Frage am Rande: Übertreibst du da nicht?«
Kopfschütteln.
»Dann geh nach unten und schau nach. Oder hast du bereits die andere Macht wieder gespürt?«
»Die Frau? Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, sie hat sich nicht mehr mit mir in Verbindung gesetzt. Ich habe sie nicht bemerkt, sie hat sich völlig zurückgehalten.«
»Dann weiß ich nicht, was dich aufregt.« Suko schüttelte den Kopf und streckte die Beine aus.
»Versuch einfach, dich zu entspannen. Es kommt bestimmt noch genug Ärger auf uns zu.«
»Den haben wir schon«, flüsterte Barry und wühlte mit der rechten Hand sein Haar auf. »Wenn ich daran denke, daß es mir nicht gelang, das Feuer zu löschen, wird mir schon ganz komisch. Ich war ja plötzlich wie eingekesselt. Ich hatte einfach keine Chance. John hat es geschafft, und ich fragte mich jetzt natürlich, ob es dem Schattenkrieger ebenso ergangen wäre wie mir.«
»Nein, das glaube ich nicht. Du und er, ihr gehört zwar zusammen, aber ihr seid trotzdem so verschieden wie ein Sommer- und ein Winterschuh. Zebulon könnte ganz anders reagieren als du. Das ist meine Meinung, und du solltest auch so denken, sonst wirst du letztendlich noch trübsinnig und unachtsam. Damit ist dann keinem von uns gedient.«
Barry F. Bracht hielt den Kopf gesenkt wie ein Schüler, der vor seinem Lehrer steht. »Im Prinzip muß ich dir recht geben, dennoch bleiben die Fragen offen.«
»Das wird immer so sein im Leben, und daran wirst du auch nichts ändern können.«
»Ja, wir sind eben nur Menschen. Auch ich bin es. Und als solcher fühle ich mich nicht eben stark, aber eine Frage beschäftigt mich trotzdem.« Er stellte sie, bevor Suko nachhaken konnte. »Ich möchte

nur wissen, warum mich der Tod der Kollegin so aufgewühlt hat. Das ist nicht normal gewesen und ich meine damit auch nicht die normale Trauer, die man als Kollege empfindet. Das war einfach anders, denn ihr Tod war eben die Spur zu euch, Suko, und damit bin ich noch nicht zurechtgekommen. Was hatte Lisa Pernell mit den Kreaturen der Finsternis gemeinsam? Oder gab es überhaupt etwas, das sie zusammenschweißte?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und ich auch nicht«, erklärte Barry F. Bracht. »Aber wir müssen es herausfinden.«

Auch Suko hatte sich darüber Gedanken gemacht, die er jetzt aussprach. »Könnte es denn sein, daß Lisa Pernell hier von der Insel stammte? Weißt du mehr darüber?«

»Nein. Leider nicht. Wir haben zwar miteinander gesprochen, aber nur wenig über private Dinge. Zudem hat Lisa halbtags gearbeitet.« Er grinste etwas verlegen. »Wie du selbst weißt, bin ich beileibe kein Morgenmensch und laufe erst gegen Mittag zur Hochform auf. Da hatte Lisa Pernell in der Regel schon Feierabend.«

»Sorry, aber ich kann dir nicht weiterhelfen.«

»Dein Vorschlag war aber trotzdem eine gute Idee. Da könnten wir nachhaken.«

»Werden wir auch, und zwar…« Suko verstummte, weil sich Barry heftig bewegt hatte. Der rechte Zeigefinger lag plötzlich senkrecht auf seinen Lippen. Auch der Ausdruck seiner Augen hatte sich verändert. Barry schaute lauernd an Suko vorbei, wie jemand, der etwas Bestimmtes gehört oder in Erfahrung gebracht hatte.

Suko gab eine Weile Ruhe, bevor er fragte: »He, Barry, was ist denn mit dir?«

»Das kann ich dir im Moment auch nicht sagen.«

»Aber du hast dich verändert.«

»Ja, das habe ich.«

»Und welchen Grund gibt es?«

Barry F. Bracht hob die Schultern. »Du kannst mich steinigen oder auch nicht, aber ich habe einfach den Eindruck, etwas gehört zu haben. Ein fremdes Geräusch, aber nicht hier im Zimmer.«

»Sag nur. Das ist…«

»Jetzt ist es weg.«

»Hast du es vom Flur aus gehört?«

Bracht runzelte die Stirn, bevor er den Kopf schüttelte. Er sah aus, als stünde er unter Strom. Fehlte nur noch, daß sich plötzlich seine Haare anhoben. »Nein, nein, das war nicht im Flur und auch nicht vor dem Fenster.«

»Wo dann?«

Bracht hob den rechten Arm. Dabei spreizte er den Daumen ab und

deutete damit über seine Schultern.

Suko verstand die Geste. »Im Nebenraum? In meinem Zimmer?«

»Ja.«

Der Inspektor erhob sich vom Bett. »Und was hast du da genau gehört, Barry?«

Bracht mußte leise lachen. »Wenn ich das wüßte, ich meine, genau wüßte.«

»Dann sag es ungenau.«

Der Lektor räusperte sich. »Wenn ich im nachhinein darüber nachdenke, muß ich zugeben, daß da drüben vielleicht eine Fensterscheibe eingeschlagen worden ist.«

Suko blies die Wangen auf und ließ die Luft danach aus dem Mund strömen. »Das hätte klirren müssen.«

»Hat es auch.«

»Okay, dann schauen wir nach.«

Barry F. war erleichtert, daß Suko auf seiner Seite stand und ihn nicht für einen Spinner hielt. Er ließ den Inspektor vorgehen, der die Zimmertür als erster aufzog, in den Flur blickte, seinen Kopf auch in verschiedene Richtungen drehte und schließlich die Schultern anhob. »Sorry, aber hier ist nichts zu sehen.«

»Das war auch nebenan.«

»Dann müßte die Person ja noch im Zimmer sein, und John ist es bestimmt nicht.«

Bracht ging nicht auf die Worte ein. Er fragte: »Hast du denn deine Tür abgeschlossen?«

»Habe ich nicht.«

»Das ist gut.«

»Wir werden sehen«, murmelte Suko, der jetzt auch seine Ruhe verloren hatte und etwas gespannt war. Dazu trug auch die Stille in ihrer Umgebung mit bei - und dieser widerliche Geruch, der von unten her über die Treppe gekrochen war, ihre Nasen malträtierte und einen erstaunten Gesichtsaudruck bei ihnen hinterließ.

Vor seiner Zimmertür blieb Suko stehen und kam auf den Geruch zu sprechen. »Hast du den Gestank auch in der Nase?«

»Ja.«

»Wonach riecht es deiner Meinung?«

Bracht verzog das Gesicht. »Faulig, aber nicht nach altem Brackwasser, sondern…«

»Nach Fleisch, wie?«

»Nach Fleisch, das sich bereits im Zustand der Verwesung befindet.« Barry schüttelte sich. »Hier läuft einiges quer. Es ist ja nicht nur der andere Geruch, den wir wahrgenommen haben, es ist auch diese Stille, denn eigentlich hätten wir John da unten sprechen hören müssen - oder nicht?«

»Da hast du recht.«
»Eben. Und deshalb paßte das komische Geräusch auch in all diese Unwägbarkeiten hinein.«
Suko teilte diese beinahe extreme Besorgnis nicht, aber er kam sich vor wie jemand, der vertrieben worden war, und das gefiel ihm nicht.
»Okay«, sagte er, »schauen wir mal nach.«
Suko zog die Tür auf. Er hörte einen schwappenden Laut, als wäre die Tür festgeklemmt gewesen, aber das empfand er als normal.
Den Stoß nicht mehr.
Suko kam auch nicht mehr weg, denn von innen her wuchtete jemand die Tür nach außen, und er hatte verdammt viel Kraft in diesen Rammstoß gelegt.
Zwar wollte Suko noch den Kopf zur Seite drücken, doch das gelang ihm nicht mehr. Es explodierte etwas in seinem Gesicht. Blut schoß aus der Nase, dann flog er zurück, krachte mit dem Rücken und dem Hinterkopf gegen die Wand an der anderen Flurseite, wurde durch den erneuten Anprall noch benommener und brach zunächst zusammen.
Vor seinen Augen huschten Sterne und blitzende Planeten hin und her, umgeben von einer tiefen Dunkelheit, so daß es Suko unmöglich war, etwas zu erkennen.
Aber Barry F. Bracht sah, wer da das Zimmer verließ.
Und er wollte es nicht glauben…

***

Der Lektor hatte Glück gehabt, denn er hatte günstig gestanden, so war er von der auffliegenden Tür nicht mal gestreift worden.
In den Flur hinein trat ein Monstrum. Eine andere Bezeichnung gab es für diese Person nicht, obwohl sie von den oberen Brustknochen abwärts wie eine Frau aussah, doch der Kopf war schon eine Sensation im negativen Sinne.
Kopf, Gesicht, das gehörte beides nicht zu einem Menschen, denn dieser sich nach oben hin wie ein Eis ausbreitende Schädel hatte kein Gesicht mehr, dafür aber das Aussehen eines monströsen Papageis mit einem großen, nach unten gekrümmten und sehr spitzen Schnabel, bei dem die beiden Hälften fast geschlossen waren.
Die Gestalt drehte den Kopf mit einem heftigen Ruck. Suko interessierte sie im Moment nicht, nur Barry F. Bracht, dem es gelungen war, zurückzuweichen.
So gelang es ihm, in die Augen des Wesens zu schauen, die sich über dem Schnabel abzeichneten und als helle Halbkugeln ziemlich weit vorstanden.
Sie bewegten sich. Sie zuckten. Sie rollten auch, und Barry sah den kalten Blick, der ihm den Tod prophezeite.
Er dachte daran, daß die Kreaturen der Finsternis aussahen wie

Menschen und auch nicht auffielen, aber wenn sie ihr wahres Gesicht zeigten, dann war dies nicht mit einer auf der Erde lebenden Kreatur zu vergleichen. Es glich einem Geschöpf, wie es in den Alpträumen der Menschen immer wieder vorkam, wo das Unterbewußtsein die schrecklichsten Phantasiegebilde schuf.

Eine Kreatur der Finsternis war nicht so leicht zu bewegen. Auch das wußte Barry F. Bracht, der sich zurückzog, aber in der Enge des Flurs nicht fliehen konnte. Schon gar nicht ohne die entsprechende Waffe, denn die stand ihm nicht zur Verfügung.

Das Wesen öffnete sein Maul.

Scharfe Kanten schimmerten in einem Weißblau an den Rändern der Schnabelhälften. Gefährlicher noch als Messer. Damit konnte dieses Untier Steine durchbeißen.

Barrys Gedanken arbeiteten fieberhaft. Er suchte nach einem Ausweg aus der Klemme und kam nicht einmal dazu, sich auf seine eigene Furcht zu konzentrieren.

Der Weg nach vorn war ihm versperrt. Dort lag auch Suko noch immer auf dem Boden, wie niedergestreckt von der Wucht des Treffers. Barry hörte ihn stöhnen, aber er traf keinerlei Anstalten, sich in die Höhe zu stemmen, noch nicht.

Die Kreatur kam näher. Papageien sind bunt. Dieses Wesen war es nicht. Dafür schuppig, und die kleinen Plättchen schimmerten in grünen und braunen Farben.

Bracht schaute auf die Hände.

Sie waren normal geblieben, nur ausgestreckt. Lange Finger mit langen Nägeln, die ebenfalls eine Kehle zerstören konnte.

»Weg!« keuchte Barry, der eine eigene Hilflosigkeit spürte und sich jetzt wünschte, sein Zweitkörper zu sein. Als Schattenkrieger hätte er das Wesen vernichten können, als Mensch war er zu schwach. Außerdem hatte er schon das Zimmer seines Freundes John Sinclair passiert. Er würde kaum noch eine offene Tür finden.

Noch zwei Räume, dann hatte er das Ende des Gangs erreicht. Das wußte auch die Mutation. Sie freute sich. Die Freude malte sich auch auf dem Gesicht ab, und Barry konnte genau erkennen, wie sich ein zweites Gesicht aus irgendeiner Tiefe nach vorn schob, als wollte es das erste überdecken.

Es schaffte es aber nicht, und so blieb der schreckliche Ausdruck bestehen.

Die kalten Halbkugeln der Augen standen jetzt still. Sie waren so gnadenlos auf das Opfer fixiert, als sollte es auf der Stelle gebannt werden.

Barry suchte verzweifelt nach einer Waffe, mit der es sich hätte verteidigen können. Vergeblich.

Nicht mal ein mit Erde gefüllter Blumentopf stand in seiner Nähe.

Die Kreatur der Finsternis, die sich nicht einmal hinter der Fassade eines Menschen versteckt gehalten hatte, kam näher. Auch als Barry zurückging, holte sie auf, sie wollte ihn, sie wollte an ihn heran, ihn töten und fressen.

Die schrecklichsten Vorstellungen liefen in seinem Kopf ab. Die Bilder überdeckten sogar noch die Realität. Die aber hatte ihn schnell wieder, als er mit dem Rücken gegen die Wand stieß, die das Ende des Flurs markierte. Nichts gab es dort, nicht mal ein Fenster, auch keinen Topf mit Blumen oder Pflanzen.

Nur eben die Wand.

Sie hielt Bracht auf.

Das Wesen bekam es mit. Ein Ruck durchschoß die Gestalt. Sie schleuderte den Körper auf Bracht zu.

Im selben Augenblick fielen die Schüsse!

***

Bracht hörte die peitschenden Schüsse. Ihr Klang weckte bei ihm auch wieder die Hoffnung. Er bekam auch mit, wie die Kugeln in den Körper einschlugen. Die Gestalt wurde von der Wucht nach vorn gestoßen, weiter auf Bracht zu, der die Arme ausstreckte, um sie aufhalten oder abwehren zu können. Auf keinen Fall wollte er von einem Schnabelhieb getroffen werden.

Beide prallten zusammen. Barry tat das einzig Richtige in seiner Lage. Er ging in die Knie und umklammerte die Beine des Wesens. So konnte er die Horror-Gestalt von den Beinen reißen, die tatsächlich den Halt verlor.

Sie blieb liegen.

Bracht schaute über sie hinweg. Im schwachen Licht entdeckte er Suko, der auch geschossen hatte.

Der Inspektor war noch nicht richtig beisammen. Über seine untere Gesichtshälfte war das Blut aus der Nase gesickert und ließ ihn schaurig aussehen. Er lehnte an der Wand und hatte sich dabei etwas nach links gedreht, um auf Barry F. und diese Kreatur schauen zu können. Die Pistole hielt Suko noch fest, aber die Mündung wies schräg zu Boden. Suko sah dabei aus, als wollte er sich mit beiden Händen an diese Waffe festklammern, um Halt zu finden.

Er atmete schwer. Er riß sich aber zusammen, wollte nicht mehr umfallen und rief Bracht keuchend zu. »Komm her, verdammt, sonst holt sie dich noch!«

In den Lektor geriet Bewegung. Er selbst kam sich vor wie jemand, der nicht mehr wußte, was er überhaupt tat. Er gehorchte einzig und allein seinem Überlebenswillen, und mit einem Satz, den er sich selbst nicht zugetraut hätte, übersprang er die am Boden liegende Kreatur, wäre beinahe noch ausgerutscht, aber er hatte das Glück, sich fangen

zu können.

So stolperte er weiter.

Etwas hakte sich an seinem linken Fuß fest, der über dem Boden schwebte.

Zuerst dachte er an eine Hühnerklaue. Aber sie war es nicht, die den Knöchel umspannte. Es war die Hand der Kreatur, die einfach nicht losließ und Barry von den Beinen zerren wollte.

Er wäre nach vorn gefallen, schaffte aber die Drehung und klatschte mit beiden Händen zugleich vor die Wand, um dort einen Halt zu bekommen. Sie war zu glatt. Er rutschte daran herab. Ziemlich langsam sogar, und er sah den Boden im Zeitlupentempo auf sich zukommen. Seine Fingernägel kratzten über die alte Tapete, wo sie Streifen hinterließen, dann lag er plötzlich unten.

Er wurde noch immer gehalten, und die Kreatur bewegte sich auch. Ihr rechter Arm zuckte. Sie wollte das Opfer noch näher an sich heranholen, um es mit dem Schnabel zu zerhacken.

Suko hatte es gesehen, aber er war noch nicht in der Lage, voll einzugreifen. Selbst die Aktivierung des Stabs hätte nichts bewirkt, denn in der Kürze der Zeit wäre er längst nicht fit geworden. Und mit einer dritten Kugel erreichte er auch nicht viel. Das geweihte Silber konnte eine Kreatur der Finsternis zwar schwächen, sie aber nicht vernichten.

Wenn die Magie des Stabs etwas erreichen sollte, mußte Suko so nah wie möglich an den Ort des Geschehens heran, was natürlich auch Zeit in Anspruch nahm. Wenn er sich bewegte, kam es ihm vor, als wäre er mit gefüllten Säcken behangen, die auch an allen Gliedern zerrten und die Beine ebenfalls nicht ausließen.

Um nicht zu fallen, stützte er sich an der Wand ab. Er hatte die Zähne so hart zusammengebissen, daß es knirschte. Er wußte selbst, wie schaurig er aussah. Das Blut war aus der dick gewordenen Nase in zwei Strömen geschossen, hatte sich unten am Gesicht verteilt, auch die Kleidung beschmiert und war zu Boden getropft.

Darum wollte sich Suko nicht kümmern. Er lief auf einem Boden entlang, der schwankte. Das bildete er sich nur ein, denn nicht der Untergrund bewegte sich, sondern Suko hatte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Zudem kämpfte er gegen die Schatten an, die immer wieder wie schwarzgraue, undurchdringliche Inseln vor seinen Augen erschienen und einfach nicht weichen wollten.

Auch Barry F. Bracht wehrte sich. Er hoffte, daß die Kreatur durch das geweihte Silber geschwächt worden war. Schon zweimal war es ihm gelungen, einen Angriff abzuwehren. Er hatte dabei um sich getreten und auch den Schnabel getroffen, bevor sich dieser weit öffnen und ihm das Bein durchbeißen konnte.

Er würde nicht gewinnen, und Suko kämpfte ebenfalls mit der Tücke

des Objekts, seiner eigenen Schwäche, die ihn immer wieder einsacken ließ, aber nicht zu Boden stieß.

»Du packst es, Barry!« rief er stöhnend, als er sah, wie sich Bracht aufrichtete. Zudem hatte er die Arme gehoben und wuchtete die Hände gegen den Schnabel.

Die Kreatur prallte gegen die Wand. Sie schrie nicht, sie brüllte auch nicht, aus ihrem Schnabel drang ein quietschendes Geräusch, als wäre irgendwo eine Tür geöffnet worden.

Plötzlich waren Schritte zu hören. Und sie würden rasch lauter, und der Inspektor drehte mühsam den Kopf, weil er einen Blick auf den Anfang der Treppe werfen wollte.

Dort wuchs eine Gestalt hoch.

Sie vergrößerte sich blitzschnell, und einen Moment später erkannte Suko, wen er vor sich hatte.

John Sinclair stürmte heran!

***

Ich hatte mich beeilt. Zwar war ich nicht geflogen, aber viel hatte nicht gefehlt. Auf der Treppe war ich nicht gestolpert. Zudem hatten mir die beiden Schußdetonationen eine zusätzliche Motivation verpaßt, und so war es mir gelungen, die Treppe in Rekordzeit zu überwinden.

Ich wirbelte in den Gang hinein.

Ein Blick reichte aus.

Suko hatte etwas abbekommen, aber er war im Moment nicht wichtig, sondern Barry F. Bracht.

Am Ende des Flurs lag der Lektor am Boden und kämpfte um sein Leben. Eine widerliche Kreatur hatte sich halb aufgerichtet und wieder nach vorn gebeugt, um über ihm zu sein.

Ich konnte sie nur im Halbprofil sehen. Das reichte aus, um mich zu erschrecken. Was da aus dem Gesicht hervorwuchs, war unwahrscheinlich.

Es sah aus wie eine breite, gekrümmte Lanze.

Das Kreuz hielt ich in der Hand. Wer immer sich um Barry F. kümmerte, er hatte einen gewissen Instinkt, denn bevor ich die Kreatur noch erreichte, wirbelte sie herum.

Ich befand mich noch im Lauf. Im Bruchteil einer Sekunde nahm ich den Anblick auf, dann prallte das Kreuz gegen den veränderten Schädel, und plötzlich flogen mir die Füße weg, weil ich über etwas gestolpert war.

Ich merkte kaum, daß ich auf dem Boden landete, aber die Kraft des Kreuzes war stärker als die der Kreatur aus der Urzeit. Dieses Symbol war der Sieg des Guten über das Böse, und es schlug voll ein.

Das wilde Kreischen durchtoste den Flur, als hätte man zahlreiche

Käfige geöffnet, um die kleinen Vögel in die Freiheit zu entlassen. Dabei verging die Kreatur der Finsternis. Ich hatte mich auf dem Boden herumgewälzt, dann aufgestützt und schaute dem Kampf der unterschiedlichen Energien zu.

Das Gesicht würde zu einer breiigen Masse. Der Schnabel sackte zusammen, formierte sich wieder neu, aber er schaffte die alte Länge nicht mehr. Dafür schob sich wie eine gläserne Maske das andere Menschengesicht darüber. Es waren sympathische Züge einer etwa dreißigjährigen Frau, aber das Gesicht löste sich rasch wieder auf, so daß die Kreatur die Überhand hatte.

Die Dämonin war aufgesprungen. Sie stand auf beiden Beinen und erlebte so auch ihre Vernichtung mit. Sie brüllte schrecklich. Dabei schlug sie um sich und hämmerte mit den Händen gegen die Wände des engen Flurs.

Der Kopf kochte.

Der veränderte sich. Es bildeten sich Blasen. Der gekrümmte Schnabel zog sich zurück, und wieder tauchte das menschliche Gesicht auf, jetzt mit einem Staunen in den Augen.

Dann brach die Kreatur auf der Stelle zusammen und rührte sich nicht mehr. Sie lag nicht, sondern saß mehr, denn sie stützte sich mit der Schulter an der Wand ab, wie es der Zufall gewollt hatte.

Ich betrachtete das Gesicht.

Es war keines mehr.

Es war nur noch ein Klümpen, eine dunkle Masse, erstarrt, wie aus Ton modelliert und anschließend gebrannt. Zwei Gesichter aber mischten sich darin, wobei das eine - das echte - die Oberhand gewonnen hatte und man das Menschengesicht nur ahnen konnte.

Ich atmete tief durch und danach aus. Dann drehte ich mich um, weil ich die unsicheren Schritte gehört hatte.

Barry F. Bracht kam auf mich zu. Er zitterte, er war noch immer bleich und schüttelte den Kopf wie jemand, der es nicht fassen kann, daß er noch mal mit dem Leben davongekommen ist.

»Holla«, sagte er. »Das ist verdammt knapp gewesen. Ich hätte es nicht geschafft.«

»Das weiß ich.«

»Wer ist sie gewesen?«

Ich hob die Schultern. »Um das genau herauszufinden, müssen wir den Hotelier befragen. Er hat mir zwar gesagt, es wäre seine Frau, aber kann man das glauben?«

»Nein, bestimmt nicht.«

Barry ging es gut, Suko weniger, deshalb kümmerte ich mich um meinen Kollegen. Er hatte sich hingesetzt, und ich sah erst jetzt, wie blutverschmiert das untere Drittel seines Gesichts war. Einen Schlag mit der Kralle oder einem scharfen Gegenstand hatte er nicht

bekommen, denn es war keine Wunde zu sehen.
»Es war die eigene Dummheit, John«, sagte er leise. »Ich hätte aufpassen sollen. Ich wollte ins Zimmer, aber da wurde die Tür aufgestoßen. Die bekam ich voll mit. Hilf mir mal auf die Beine. Ich will mich reinigen. Die Nase hat einiges abbekommen.«
»Ist sie denn gebrochen?«
»Hoffentlich nicht.« Er zog sich an meiner Hand hoch, schwankte zwar etwas, grinste verbissen und blieb stehen.
Die Tür zu seinem Zimmer hatte ich schon geöffnet und folgte Suko ins Bad, der eine Verwünschung ausstieß, als er sich im Spiegel betrachtete und bemerkte, daß er selbst aussah wie eine Horror-Gestalt. Er ließ Wasser über ein Handtuch fließen und fing an, sein Gesicht zu säubern.
Mich brauchte er dabei nicht, deshalb ließ ich ihn allein und ging zurück zu Barry.
Ich kam im rechten Augenblick, denn als ich das leise Fauchen und das folgende Knistern hörte, wüßte ich, was da vor meinen Füßen geschah. Die vernichtete Kreatur der Finsternis war plötzlich in kleine Flammen getaucht - wie auch schon Barry F. Bracht -, aber sie hatte dem Feuer nichts mehr entgegenzusetzen.
Die starre Gestalt verbrannte. Wer immer im Hintergrund lauerte und die Fäden zog, wollte nicht, daß Spüren seiner Diener zurückblieben. Das Feuer löschte die Existenz der Kreatur vollends aus.
Kaum etwas blieb zurück. Nur Reste. Graue, puderartige Streifen auf dem Teppich.
Bracht preßte seine Hände gegen die Stirn. »Jetzt weiß ich, was mir bevorgestanden hätte, wärst du nicht schneller gewesen, John. 0 verdammt, habe ich ein Glück gehabt!«
Ich lachte ihm zu. »Als Barry F. Bracht bist du eben ein Held auf anderem Gebiet.«
»Nein, John, bin ich nicht. Wenn ich schon den Begriff Krieger verwenden will, dann sehe ich mich höchstens als einen müden Krieger an. Mehr auch nicht. Und ich zweifle immer stärker daran, ob ich mich über mein Schicksal freuen soll oder nicht, denn es gibt Zeiten, wo ich auch einen gewissen Zebulon nicht mag, denn ich bin überhaupt nicht für Gewalt, aber das kann ich ihm nicht sagen. Er macht eben, was er für richtig hält. Ich habe keinen Einfluß darauf.«
»Und er hat es gut gemacht«, sagte ich. »Schließlich haben wir es erleben können.«
»Du hast eben durch deinen Beruf eine andere Denkweise. Ich bin einem Mensch, der schöne Bücher lektoriert. Geschichten, die den Leser aufbauen und freuen sollen, denn Gewalt kommt in den Romanen, die ich lektiere, nicht vor.«
Ich verstand ihn. Das Leben, das Suko und ich führten, war eben

nicht jedermanns Sache, aber es ging weiter, denn irgend jemand mußte den Job ja machen.

Barry sprach mich wieder an. »Das ist aber nicht das Ende gewesen, nicht wahr?«

»Richtig. Wir sind mittendrin.«

»Okay. Und wie geht es weiter?«

Er bekam die Antwort erst, als Suko sein Zimmer verlassen hatte. Das Blut war aus seinem Gesicht verschwunden, die Nase aber zeigte eine dicke Schwellung. »Wir werden uns mit Falaise unterhalten. Er weiß bestimmt mehr, als er mir gegenüber zugeben wollte, und er hat sich schon darauf gefreut, mich als Toten zu sehen.«

»Gehört er denn auch zu den Kreaturen?« fragte Suko.

»Nein, aber er war«, ich deutete auf den pudrigen Rest, »mit einer Kreatur der Finsternis verheiratet.«

Nach dieser Antwort schauten mich beide an, als hätte ich ihnen ein unsittliches Angebot gemacht.

Mich aber drängte es nach unten. Deshalb ging ich mit langen Schritten auf den Beginn der Treppe zu. Falaise würde den Mund öffnen, davon war ich überzeugt. Der Tod seiner »Frau« änderte seine Meinung bestimmt.

***

Wir fanden Irvin Falaise im Eingangsbereich. Er stand nicht mehr hinter der Rezeption, sondern hatte sich einen alten Stuhl geholt und sich auf das zerschlissene Polster der Sitzfläche gehockt.

Zwischen seinen Händen klemmte eine Ginflasche. Sie war noch halb voll. Er rollte sie zwischen seinen Handflächen hin und her, starrte ins Leere, und wir erkannten, daß seine Augen einen schon leicht trüben Ausdruck zeigten. Nüchtern war der Mann nicht mehr.

Die Tür hinter der Rezeption hatte er nicht geschlossen. Da sie offenstand, hatte auch der Geruch freie Bahn bekommen. Es stank noch immer. Allerdings nicht so widerlich wie in der Bude selbst, in der die Kadaver den Plastiksack füllten.

Er hatte uns bestimmt gesehen oder gehört, wir waren ja nicht über die Stufen geschwebt, aber Falaise traf keinerlei Anstalten, den Kopf zu heben. Nach wie vor schien für ihn nur die Ginflasche von Interesse zu sein.

»Nüchtern ist der nicht mehr«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern. »Du mußt es positiv sehen, Alter. Er hätte auch Reißaus nehmen können. So aber ist er geblieben und wird uns sicherlich noch begreifen können.«

»Bisher scheint er sich um uns nicht kümmern zu wollen.«

Da hatte Suko recht. Falaise hob die Flasche. Er wollte wieder einen Schluck nehmen. Ich war schneller und riß sie ihm aus der Hand.

Dann stellte ich die Flasche so weit von ihm weg, daß er schon hinlaufen mußte, um sie zu bekommen.

Auf dem Weg nach unten hatte ich Suko und Barry kurz berichtet, was mir widerfahren war. Bracht konnte seine Neugierde nicht bezähmen, fand den Weg hinter die Rezeption und schaute sich in dem Raum mit den Kadavern um.

Suko lehnte an der Wand. Er wollte nicht reden, nur zuhören, denn die Nachwirkung des Türtreffers machte ihm noch zu schaffen.

Deshalb kümmerte ich mich um Irvin Falaise. Aufrecht stand ich vor ihm, so daß er an mir hochschauen mußte, um mir ins Gesicht zu blicken. Es machte ihm nichts aus, denn er traf keinerlei Anstalten, sich zu erheben.

»Sie haben Pech gehabt, Mr. Falaise. Es ist nicht so gelaufen, wie Sie es sich vorgestellt haben.«

Er runzelte die Stirn wie jemand, der noch nachdenken muß, aber eine Antwort bekam ich nicht.

Also stellte ich die nächste Frage und ging direkt ans Eingemachte. »Wissen Sie eigentlich, was mit Ihrer Frau war, Mr. Falaise?« Ich hatte bewußt in der Vergangenheit gesprochen und wartete auch auf eine Reaktion von seiner Seite.

Er hob die Schultern.

»Können Sie überhaupt sprechen?«

Matt winkte er ab. »Ich will es nicht. Ihr sollt mich in Ruhe lassen. Ich habe Susan geschickt und…«

»Sie hat es nicht geschafft. Dafür ist sie tot!« Ich war gespannt, wie er diese Nachricht verdaute, und ich sah, daß er doch reagieren konnte, denn durch seinen Körper lief ein Zucken.

»Haben Sie mich verstanden?«

»Klar.«

»Und Sie haben darauf nichts zu sagen?«

Er bewegte kauend seinen Mund und fragte dann: »Was sollte ich denn darauf sagen?«

Diesmal mußte ich lachen. »Sie haben Nerven. Schließlich war es Ihre Frau, die gestorben ist.«

»Das sagten Sie.«

»Wußten Sie über sie Bescheid?«

Er kratzte sich am linken Ohr. »Ich bin ja mit ihr verheiratet gewesen und habe alles getan.«

»Was?«

»Das, was sie wollte.«

»Und Sie kannten sie sehr gut.«

»Soll man meinen.«

Auch Barry war zurückgekehrt und hatte sich so hingestellt, daß er zuhören konnte. Sein Gesicht sprach Bände. Auch er konnte nicht

fassen, daß ein normaler Mensch mit einer derartigen Bestie verheiratet gewesen war und alles an ihr akzeptiert hatte.
»Dann wußten Sie, daß sie in Wirklichkeit ein Monster gewesen ist, nehme ich an.«
»Nicht immer.«
»Aber Sie haben ihr doch die Nahrung besorgt. Die Katzen, die Hunde und was weiß ich.«
»Klar, das mußte ich.« Er sprach langsam, als müßte er erst über jedes Wort nachdenken. »Sie ist eben anders geworden. Sie war schon immer anders, aber das habe ich erst später erfahren. Da war es zu spät. Sie wollte bei mir bleiben. Sie sagte immer, daß es mir auch gutgehen würde, wenn sie zufrieden ist. Das habe ich hingenommen. Außerdem war sie nicht immer das Monster. Hin und wieder auch eine normale Frau, dann habe ich die andere Seite vergessen. Ich besorgte ihr die Tiere. Sie fraß sie, wenn sie tot waren. Manchmal aber hat sie auch selbst Katzen oder Hunde gejagt. Sie nahm dann ihren Schnabel und zerbiß sie.« Er hob die Schultern. »Was hätte ich denn machen sollen? Die war sowieso stärker als ich. So habe ich mich angepaßt.«
»Und Menschen?« fragte ich. »Was ist mit ihnen?«
»Hat sie die auch geholt?«
»Weiß ich nicht.«
»Wollen Sie es nicht sagen?«
»Hören Sie auf, Sinclair! Ich habe verloren, Sie haben gewonnen, und Susan gibt es nicht mehr, wie Sie ja selbst gesagt haben. Was soll man da noch groß reden?«
»Sie wollten auch meinen Tod. Sie haben darauf gehofft, daß Susan uns alle drei umbringt. Wir waren schneller und besser, also haben Sie…«
»Ich habe gar nichts«, erklärte er. »Überhaupt nichts habe ich. Ich konnte nichts machen. Ich war froh, daß sie mich akzeptierte.«
Da hatte er wohl recht, nur wollte ichh mehr erfahren. »Hat sie nie mit Ihnen über ihre Vergangenheit gesprochen? Ich meine, über die Zeit, aus der sie stammte.«
Falaise knetete seine kleine Nase. »Nein, so richtig nie. Ich weiß nur, daß sie so etwas wie ein Alien ist.« Er grinste. »Aliens sind ja jetzt in.«
»Wie kam sie darauf?«
»Ich habe Susan so genannt, weil sie ja angeblich schon urlange auf der Erde war.«
»Das wissen Sie aber genau?«
»Ja.«
»Was haben Sie gesagt?«
Er kicherte. »Nichts. Ich habe es hingenommen, einfach akzeptiert. Was sollte ich da noch tun? Mich verrückt machen? Quatsch. Ich bin

doch nicht blöd. Ich habe dazu nichts gesagt, sondern das Thema gelassen. Mir war klar, daß sie einen Auftrag hatte, aber über den hat sie mit mir nie gesprochen, und ich fand mich damit ab, daß wir bereits unterwandert worden sind.«

»Von Außerirdischen oder Aliens?« fragte Barry F. Bracht.

»Nennen Sie es, wie Sie wollen. Jedenfalls war Susan nur äußerlich eine normale Frau.«

»Aber sie war nicht allein - oder?« Diesmal hatte ich wieder gesprochen, denn ich wollte auf ein bestimmtes Thema zusteuern.

Falaise überlegte eine Weile und wollte dann wissen, wie ich darauf kam.

»Gibt es hier auf Guernsey noch andere Personen, die so sind, wie es Ihre Frau war?«

»Das weiß ich nicht.«

Ich nahm es ihm nicht ab. »Sie kennen die Zeitschrift Hades?«

»Klar.«

»Und Susan kannte sie auch?«

»Sie hat sie immer gelesen und sich daran erfreut.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das stimmt nicht ganz. Sie hat sich sogar daran ergötzt. - Sie las die Zeitschrift und war happy.«

»Über den Inhalt?«

»Worüber sonst?«

»Es hätte ja sein können, daß sie die Leute kennt, die die Artikel geschrieben haben.«

»Stimmt. Sie kannte sie auch. Susan war immer auf dem Sprung. Sie hat der Redaktion des öfteren einen Besuch abgestattet und war immer happy, wenn sie zurückkehrte. Ich habe sie nie nach den Gründen gefragt, weil ich meine Ruhe haben wollte. Außerdem ging es mir persönlich ja nicht schlecht. Ich habe mich eben an Susan gewöhnen müssen, und das ist mir auch gelungen.«

»Kennen Sie denn die Mitglieder der Redaktion?«

Er brummte etwas vor sich hin. Dann stand er auf. Nahm den Stuhl und stellte ihn weg. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen die Rezeption. »Ich kannte sie, wenn es Sie beruhigt, aber ich habe nicht viel mit ihnen zu tun gehabt. Hin und wieder waren sie mal hier. Da hat Susan dann mit ihnen gefeiert.«

»Mit normalen Menschen?« fragte Barry.

»Für mich sahen sie so aus. Ob sie alle so waren, wie Susan gewesen ist, kann ich nicht sagen.«

Ich fragte: »Kennen Sie Namen?«

»Kaum.«

»Nennen Sie mir die wenigen, die Sie kennen.«

Er stieß auf, verzog das Gesicht und wischte über seine Lippen. »Verdammt trockene Luft hier«, murmelte er. »Ich muß erst mal

wieder einen Schluck nehmen.«
»Später.«
Er fluchte leise und hatte sich entschlossen, mir eine Antwort zu geben. Sicherlich rechnete er auch damit, schneller an seine Flasche heranzukommen. »Da gibt es eine Chefin. Die heißt Giselle.«
»Wie sieht sie aus?« fragte Barry sofort.
Irvin Falaise grinste. »Nicht schlecht, wirklich nicht. Die würde ich auch nicht von der Bettkante stoßen. Das ist ein heißer Schuß, eine tolle Braut.«
»Damit kann ich nichts anfangen. Können Sie die Person nicht beschreiben?«
»Ja, wenn Sie wollen. Tolle Figur, hübsches Gesicht. Sie trug meist Leder. Kalte Augen, ja, das stimmt. Und die Titten«, er grinste und schnalzte mit der Zunge, »die waren super! Da kannst du Nüsse darauf knacken.«
Barry verdrehte die Augen. Das hatte er nicht gerade hören wollen. »Was war mit ihrem Kopf?«
»Wieso?«
»War er normal?«
»Ja.«
»Nicht offen?«
»Hä?« Falaise streckte den Kopf vor und schüttelte ihn. »Offen, sagen Sie?«
»So ist es. Oben, an der Schädeldecke. Dort…«
»Moment, Mister. Sie trug des öfteren eine Mütze. So eine Kappe, fast wie ein Dreieck. Von hinten nach vorn gezogen.« Er zeichnete mit der Hand nach, was er meinte. »Das habe ich schon gesehen. Die stand ihr nicht mal schlecht. Das Gesicht von ihr war nämlich auch super. Giselle ist wirklich ein tolles Weib.«
»Waren Sie denn dabei, Mr. Falaise, wen sich die Frauen unterhielten?« erkundigte ich mich.
»Nein, wo denken Sie hin. Ich bin nur der Keller gewesen. Ich habe denen die Getränke gebracht, einen Imbiß auf den Tisch gestellt, und damit hat es sich gehabt.«
»Dann wissen Sie nicht, über was sie sprachen?«
Er schüttelte den Kopf. »Susan hat mir auch nie etwas gesagt. Das war eben ihre Sache.«
»Wenn Sie sich das alles durch den Kopf gehen lassen, Mr. Falaise, können Sie einfach nicht zu dem Schluß gelangen, daß nur Ihre Frau mit dieser Doppelexistenz lebte. Daß es noch andere gab oder gibt, die sich hier auf der Insel aufhalten. Zum Beispiel die Personen, die sich hier bei Ihnen getroffen haben.«
Der Hotelier lachte, obwohl es keinen Grund dafür gab. »Das ist alles möglich, und ich will da auch nichts abstreiten, aber es hat mich nicht

interessiert. Ich lebte mein Leben, Susan das ihre. So haben wir es gemacht.«

»Und den Namen Giselle kennen Sie genau?«

»Ja.«

»Sie hat auch mit der Zeitschrift zu tun?«

»Immer.«

»Dann würden wir noch gern von Ihnen wissen, Mr. Falaise, wo sie gedruckt wird. Dort werden bestimmt auch die Redaktionsräume zu finden sein.«

»Klar, das sind sie. Ich bin zwar selbst noch nicht dort gewesen, aber ich weiß es von Susan.«

»Sehr schön.« Ich nickte. »Gibt es da eine bestimmte Adresse?«

»Der Bau liegt etwas außerhalb. Eine alte Fabrik. Etwas in den Hang hineingebaut. Er steht ziemlich allein, dieser Bau. Da sind auch keine Hotels in der Nähe, obwohl dort gebaut werden soll, aber das wird noch dauern. Aber die drucken nicht mehr so wie früher«, erklärte er noch. »Das geht jetzt wohl alles per Online nach London. Dort ist dann auch der Vertrieb. Das weiß ich schon.«

»Sehr gut, Mr. Falaise«, lobte ich ihn. »Jetzt brauchen wir nur noch eine Wegbeschreibung.«

Er nickte und rieb über seine Stirn. »Die können Sie haben, aber es ist wirklich einfach.« Er verschwand mit müden Schritten hinter seiner Rezeption und redete dabei mit sich selbst. Wir hörten, daß er froh darüber war, die Kadaver der Tiere nicht mehr entsorgen zu müssen, und über den Tod seiner Frau war er auch nicht eben traurig.

Barry F. Bracht brannte noch eine Frage auf den Nägeln. Er stellte sie, bevor uns Falaise die Zeichnung anfertigte. »Eines möchte ich von Ihnen noch wissen.«

»Ich weiß nichts mehr.«

»Sagt Ihnen der Name Lisa Pernell etwas?«

Falaise hob den Kugelschreiber an, mit dem er schon hatte zeichnen wollen. Er wiederholte den Namen. »Pernell? Nein, nie gehört.«

»Aber Lisa schon.«

»Ja, den gibt's öfter.«

»Kannten Sie eine Lisa?«

»Früher mal.«

»Wie lange ist das her?«

»Einige Jahre.« Er winkte ab. »Ach hören Sie auf damit! Ich habe mit ihr nichts mehr zu tun gehabt. Ich habe sie auch später nicht mehr gesehen. Begreifen Sie das doch!«

»Sie gehört nicht zu Giselle?«

»Nein, verdammt!«

»Danke.« Als Barry meinen fragenden Blick sah, kam er zu mir. Den Hotelier ließen wir zeichnen, und Barry flüsterte mir zu: »Ich muß das

Motiv wissen, weshalb die Familie so grausam umgebracht wurde, John. Da hatte ich bei Lisa angesetzt. Es wäre möglich gewesen, daß sie hier von der Insel stammt.«

»Und dazu gehört hätte?« fragte ich.

»Im Prinzip schon. Vielleicht hat sie sich losgesagt, um ein normales Leben führen zu können. Möglicherweise wurde sie auch bekehrt. Was weiß ich denn!«

»Bekehrt?« fragte ich und zog die Stirn kraus. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß man eine Kreatur der Finsternis bekehren kann. Das wäre mir neu.«

»Überraschungen gibt es immer wieder im Leben.«

»Da hast du allerdings recht.« Ich sah, daß der Hotelier mit seinem Zettel winkte. Ich ging zu ihm.

»So, ich habe Ihnen die Zeichnung gemacht. Sie dürfen nicht auf die beiden Landzungen fahren, die den Hafen umschließen, sondern müssen den Weg nach Norden nehmen. Am Rand der Stadt, wo die Belle Greve Bay beginnt, steht die alte Fabrik. Ich weiß nicht, wie es innen aussieht. Sie kann allerdings auch modern sein.«

»Das werden wir schon sehen, danke.« Ich wollte den Zettel nehmen, aber Falaise zog ihn noch einmal zurück.

»Jetzt bin ich an der Reihe. Sie haben hier viele Fragen gestellt. Sie haben mich auch niedergeschlagen, was ich im nachhinein akzeptiere, aber Sie haben mir nicht gesagt, wer Sie sind.«

»Doch, meinen Namen kennen Sie.«

»Klar. Mehr auch nicht. Sind Sie und die beiden anderen Bullen?«

»Haben wir vier Beine?«

»Also doch.«

»Das haben Sie gesagt, Mr. Falaise.« Ich bekam endlich den Zettel und bedankte mich für seine Hilfe. Das Papier steckte ich ein. Barry stand bei Suko, dem es wieder besserging.

»Du siehst direkt schön aus«, sagte ich.

»Aha. Und ich habe immer gedacht, daß man mich nicht mehr verschönern kann.«

»Irren ist menschlich.«

»Laß uns fahren.«

Wir waren froh, das Hotel vorerst verlassen zu können, und die Luft draußen war viel angenehmer.

Es war der frische See- und Inselgeruch, der in unsere Nasen strömte und uns tief durchatmen ließ.

»Was werden wir finden?« fragte Barry F. Bracht, als wir neben dem Leihwagen standen.

»Hoffentlich die Lösung«, sagte ich.

Barry hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Und wißt ihr, was ich am liebsten tun würde?«

»Ja«, sagte Suko. »Schlafen, wie ich dich kenne.«
»Richtig.«
»Und was ist mit Zebulon?«
»Der könnte mich ja ersetzen«, erklärte Barry F. Bracht, bevor er die Tür öffnete und einstieg.

***

Giselle war allein. Sie wollte auch allein sein. Keine Störung von außen mehr. Nur auf sich selbst konnte sie sich verlassen, denn die anderen waren nicht stark genug. Sie war nicht schwach geworden, aber sie hatte sich schon deprimiert gefühlt, denn sie wußte, daß man ihr auf den Fersen war.

Gefährliche Personen, die sich an Susan herangemacht und ihr das Geheimnis entrissen hatten. Das wäre nicht mal weiter schlimm gewesen, diesen Personen aber war es gelungen, Susan zu vernichten. Eine Person, ein Erbe aus alter, dämonischer Zeit, das einfach nicht vernichtet werden konnte, nicht von einem normalen Menschen.

Damit fingen die Probleme erst richtig an. Denn was war normal, und was war unnormal?

Wer es schaffte, eine Kreatur der Finsternis aus dem Weg zu räumen, der mußte verdammt mächtig sein. Giselle konnte sich keinen vorstellen, der dazu in der Lage war, aber Überraschungen gab es immer wieder in ihrer Existenz. So war sie auch von ihren Helfern und Freunden gewarnt worden, daß es Feinde gab. Aber sie waren immer als schwach bezeichnet worden. Auf keinen Fall hätte sich Giselle von ihrem Auftrag lösen sollen. Sie hatte sich lange genug darauf vorbereitet und diese Zeitschrift in den Handel gebracht.

Hades war anders. Hades berichtete über die Verbrechen, wie es sein sollte. Wer Hades las, der freute sich darüber, wenn Menschen starben, und das sollte auch so sein. Die Leute sollten ihr Entsetzen vor irgendwelchen Taten verlieren. Sie sollten sich damit auseinandersetzen, sie sollten eine andere Denke bekommen und das Unnormale, die Gewalt, den Tod und die Folter als normal akzeptieren. Giselle wollte ihnen Tropfen für Tropfen das Gift einträufeln. Wenn dies über eine gewisse Zeit hinweg geschah, würden viele Menschen ihre Hemmungen verlieren und sich über die Gesetze hinwegsetzen.

Der Beginn von Chaos und Anarchie!

Bisher hatte es gut geklappt. Die Auflage der Zeitschrift hatte sich nach oben hin entwickelt. Die Zahl der Abonnenten nahm zu, und auch der Verkauf an den Kiosken und in den Zeitschriftenläden stieg stetig. Es hätte ein Grund zur Zufriedenheit sein können, sogar müssen, aber Giselle war trotzdem nicht glücklich.

Es gab Menschen, die etwas von der Infiltration des Bösen gespürt

hatten, und das wiederum wollte ihr ganz und gar nicht gefallen. Sie durfte diese Leute auf keinen Fall unterschätzen, denn sie hatten bewiesen, zu was sie fähig waren.

Und sie waren auf der Insel!

Giselle ging davon aus, daß sie sich auf den Weg zu ihr machen würden. Sie fragte sich, ob sie sich davor fürchten sollte. Im Prinzip nicht, wenn es bei diesen Feinden nicht eine Person gegeben hätte, mit der sie nicht zurechtkam.

Es war ein Mann, der nicht nur eine Existenz hatte. Er bestand aus zwei Körpern, einem normalen und einem anderen, der sich sehr krass von dem ersten abhob.

Der zweite war ein Kämpfer. Ein Fighter. Ein Schattenkrieger, für den die Gesetze der Physik aufgehoben waren. Der Dimensionen und Zeiten durcheilen konnte und auch in ihre Sphäre gelangt war und sie gestört hatte.

Selbst das Feuer hatte den Mann nicht vernichten können. Sie hatten es ihm geschickt, als dieser sich im Normalzustand seines Körpers befand, aber jemand war gekommen und hatte die Flammen gelöscht. Bestimmt nicht mit Wasser, so etwas klappte nicht bei einer derartig starken Magie. Dieser andere verfügte über ein Gegenmittel, vor dem sich sogar die Kreaturen der Finsternis fürchten mußten.

Und das genau störte sie gewaltig!

Giselle stand auf. Sie hielt sich in ihrem Büro auf, der Redaktion, dem kreativen Mittelpunkt der Zeitschrift, aber es war versteckt, nicht von außen einzusehen. Die Fenster waren von innen mit schwarzer Farbe angestrichen worden. Nicht die geringste Lücke war vorhanden. Man konnte weder rein- noch rausschauen.

Eigentlich hätte sie sich mit der neuesten Nummer der Zeitschrift beschäftigen müssen, doch die Ruhe fand sie nicht. Außerdem waren ihre Redakteure noch unterwegs. Sie wollten Zeichen setzen, wie es der Wanderer getan hatte, und Giselle wartete auf die ersten Ergebnisse.

Ihre Vertraute, Susan, die schon einiges für sie getan hatte, auch als Mörderin, gab es nicht mehr.

Dabei hatte sie erst vor kurzem für einen mehrfachen Mord gesorgt, denn es war ihr gelungen, ein Boot zum Kentern zu bringen. Es war als Unfall deklariert worden, aber die sechs Toten hätten etwas anderes erzählen können, wenn es möglich gewesen wäre. Darüber war auch in der Zeitschrift berichtet worden. Mit Fotos der Leichen, die an den Strand gespült worden waren, mit den entsprechenden Kommentaren und allem, was dazugehörte. Die Freude über den Tod der Menschen war in diesem Artikel ebenso voll durchgeschlagen wie in all den anderen zuvor, und wie es auch wieder in Zukunft sein würde, denn Giselle hatte nicht vor, aufzugeben.

Niederlagen - zumindest kleine mußte sie einstecken und hinnehmen. Nur das Ziel wollte sie nicht aus den Augen verlieren.

Im Dunkeln bewegte sie sich durch ihr großes Büro, von dem mehrere Türen abzweigten, die zu Nebenräumen führten. Es war zwischen den Wänden nicht völlig finster, und die Frau glitt als bewegender Schatten zwischen all den starren hindurch.

An der breitesten Tür blieb sie stehen und schaltete das Licht ein. An der Decke zuckten die Lampen einige Male hell auf, als könnten sie sich nicht entscheiden, ob sie dunkel bleiben oder hell werden sollten, dann knallte aber die kalte Helligkeit durch den Raum und erreichte auch Giselle.

Sie war an der Tür stehengeblieben, denn von hier aus hatte sie den besten Blick über ihr Reich.

Eine fünfeckige Konsole war mit Computern bestückt. Fax und Telefon waren ebenfalls vorhanden.

Sie paßten sich der ultramodernen Einrichtung an, die aussah, als wäre sie aus der Zukunft hergeholt und in den Raum gestellt worden.

Sessel und Stühle aus geflochtenem Draht, der im hellen Licht noch kälter wirkte, standen in kleinen Gruppen beisammen. Zwischen ihnen die Tische mit den Metallbeinen und den gläsernen Flächen.

Darauf lagen Zeitschriften, Papier, Computerausdrucke, umgeben von gefüllten Wasserflaschen und Aschenbechern aus Metall.

Es herrschte eine kühle Atmosphäre. Nichts sollte von der eigentlichen Arbeit am Computer-Terminal ablenken.

Giselle hätte zufrieden sein können.

Sie war es nicht. Sie mußte nachdenken und sich über die nahe Zukunft klarwerden. Sie ging davon aus, daß man sie besuchen würde, und deshalb mußte sie bestimmte Vorbereitungen treffen.

Sie selbst hatte sich bereits vorbereitet, was ihre Kleidung anging. Wie fast immer trug sie das dünne Kostüm aus Leder, dessen Material einige Lücken zeigte, als wäre das Outfit nicht rechtzeitig fertig geworden. Bewußt hatte die Frau Löcher hineingeschnitten, denn sie lebte sehr körperbetont und liebte die raffinierte Kleidung, mit der sie oft genug irgendwelche Besucher überrascht und letztendlich auch verwirrt hatte.

So waren bei diesem Oberteil ihre Brüste nur wenig bedeckt. An den Seiten klafften die Lücken, und Giselle genoß es. Sie trug die enge Hose aus Leder, und sie hatte sich bereits die Haube auf den Kopf gesetzt. Ein Schiffchen, grau in der Farbe. Aus einer bestimmten Entfernung war nicht zu unterscheiden, aus welchem Material es bestand. Das konnte Stoff, aber auch Metall sein, und diese Haube bedeckte einen Großteil ihres Kopfes.

Das Gesicht der Frau zeigte eine gewisse Zufriedenheit, denn sie hatte festgestellt, daß in ihrem Zentrum nichts verändert worden war.

Alles stand auf seinem Platz, alles war perfekt arrangiert, die Computer eingeschaltet, und man konnte arbeiten.

Das wollte sie auch.

Diesmal störte sie das helle Licht. Durch einen zweiten Schalter sorgte sie für die entsprechende Beleuchtung an der fünfeckigen Konsole. Das helle Licht drehte sie ab.

Jeder, der hier arbeitete, hatte seinen festen Platz, natürlich auch Giselle. Aber sie war allein im Büro, alle anderen waren in der ganzen Welt unterwegs. Dabei zog sie den Radius nicht zu groß, denn die meisten Europäer interessierte es nicht, wenn in Asien mehrere Menschen durch schreckliche Verbrechen umkamen. Sie sah die Dinge schon realistisch und hatte den Einsatzbereich ihrer Mitarbeiter auf Europa beschränkt.

Giselle schritt auf ihren Platz zu. Dabei bewegte sie sich wie eine Gazelle. Ihr Gesicht blieb starr und verlor trotzdem nichts von seiner Rasse.

Sie gehörte zu den Frauen, die dank ihres Aussehens Männer um den Finger wickeln konnten. Das war so gewollt. Als uraltes Wesen, als Kreatur der Finsternis, konnte sie nicht auftreten. Sie brauchte diese Tarnung, und sie wußte auch, daß man größere Chancen im Leben hatte, wenn man gut aussah oder zumindest gut gekleidet war. Das war halt in dieser Gesellschaft so, und es kam Giselle auch entgegen.

Sie rückte den Drehstuhl zurecht und ließ sich darauf nieder. Die Augen waren auf den Bildschirm gerichtet. Sie vernahm das leise Summen des Computers und starrte auf den grauen Schirm.

Es blieb leer.

Giselle überlegte. Sie horchte in sich hinein und bemerkte ein leichtes Vibrieren. Es beunruhigte sie ein wenig, denn dieses Gefühl kannte sie. Es trat immer dann ein, wenn sich etwas näherte. Sie konnte sich auch denken, wer dort ankam, und sie dachte daran, sich die Männer genau anzuschauen.

Die Anlage war mit der aus Videokameras bestehenden Überwachungsanlage gekoppelt. Sie konnte sehen, wer sich dem Haus näherte. Durch einen Knopfdruck schaltete sie die Anlage ein.

Die Kameras glotzten auf das leere Land. Freie Natur. Ein karstiger Boden, aus dem an manchen Stellen der blanke Fels hervorschaute. Das Gras wuchs hier nur dünn, war sehr struppig und mußte sich immer wieder gegen die Unbilden des Wetters stemmen, besonders gegen den Wind, der eigentlich immer vorhanden war.

Der zum Haus führende Weg war an den tiefen Reifenspuren deutlich zu erkennen.

Sie waren noch nicht da.

Giselle nickte. Es war ein Ausdruck der vorläufigen Zufriedenheit, die allerdings nicht andauern würde, das wußte sie auch. Die Anlage

schaltete sie wieder aus und holte sich die ersten Seiten der neuen Zeitschrift auf den Monitor.

Ein Bericht stand schon fest. Es fehlte nur noch die Schlagzeile. Es ging um die Untat in Holland, wo jemand mit Voodoo experimentierte und nicht davor zurückgeschreckt war, die Leichen von Babys in Voodoo-Puppen zu stecken.

Sie lächelte, wo sich jeder andere Mensch vor Grauen abgewandt hätte. Für Giselle war es wunderbar, und sie wußte auch, daß sich eine ihrer sogenannten Mitarbeiterinnen in der Stadt aufhielt, dicht dran am Geschehen. Der Bericht würde sicherlich noch mit Details gewürzt werden können.

Für einen Moment zeigte sich der Ausdruck der Zufriedenheit auf ihrem Gesicht. Die katzenhaft wirkenden Augen funkelten auf, und die Frau griff zu den Zigaretten, die neben dem Monitor lagen.

Sie zündete sich ein Stäbchen an, inhalierte tief und ließ den Rauch durch ihre Nasenlöcher strömen.

Es war spannend geworden, und sie freute sich darüber. Giselle liebte die Konfrontation, und sie hatte bisher nur selten verloren. Meist stand sie auf der Seite der Gewinner.

Sie mochte die Spannung. Sie liebte das Ungewisse, um andere schocken zu können. Dann schlug sie zu. Sie forderte ihre Kräfte heraus, sie bewies, wozu sie in der Lage war, und sie heftete jeden Erfolg an ihre eigene Fahne.

Asche fiel ab. Sie landete auf dem Leder in Höhe der Oberschenkel. Giselle blies das Zeug weg.

Dann drückte sie die Zigarette aus und merkte plötzlich die Veränderung.

Nicht außen, nein, da war alles gleichgeblieben. Das grünblaue Licht der Konsolenbeleuchtung waberte als geisterhafter Schein durch den Raum und traf auch die vor dem Bildschirm sitzende Frau, deren Gesicht einen gespenstischen Glanz bekommen hatte. Es lag auch in den Augen, als hätte es sich dort bewußt gesammelt, und es ließ die Pupillen aussehen wie die eines gefährlichen Reptils.

Die erste Warnung hatte sie erreicht.

Sie würden kommen. Die Feinde befanden sich bereits auf dem Weg, und Giselle würde sie erwarten. Mit ihr hatten sie kein so leichtes Spiel wie mit Susan Falaise. Sie würde ihre Macht ausspielen und die anderen regelrecht vernichten.

Giselle drückte sich auf ihrem Stuhl zurück, als wollte sie die Dehnbarkeit der Lehne prüfen. Die Beine hatte sie ausgestreckt. Sie gab sich relativ entspannt, doch in ihrem Innern sah es anders aus.

Da hatte sich die Warnung verdichtet, und die Frau empfand sie wie leichte Stromstöße.

Ihre Quelle hatte sie nicht herausgefunden. Es war auch nicht wichtig

für sie, aber sie achtete genau darauf, welchen Weg diese Stöße nahmen. Sie drangen in ihrem Körper hoch, erreichten den Kopf und breiteten sich dort aus.

Giselle schloß die Augen. Sie brauchte jetzt die große Konzentration, denn sie wußte genau, was kam.

Noch sah sie trotz der ungewöhnlichen Kleidung sehr menschlich aus, aber das, was sie wirklich ausmachte, war dabei, sich allmählich die Oberhand zu verschaffen.

Es fiel über sie hinweg und ergriff von ihrem Kopf Besitz. Sie spürte den Druck unterhalb der Platte, und sie merkte auch, wie er allmählich wanderte.

In ihrem Kopf geriet etwas in Bewegung. Es waren keine Stiche zu spüren, dafür aber ein gewaltiger Druck, den sie selbst als nicht so stark empfand.

Er breitete sich aus.

Rechts und links, nach oben, und Giselle quittierte dies mit einem kalten Lächeln.

Sie hatte den Stuhl zurückgerollt, den Körper nach hinten gedrückt, und sie gab sich sehr entspannt.

In ihrem Kopf arbeitete und rumorte es weiter, ohne daß in ihre Ohren Geräusche erklangen. Nur die Masse im Schädel bewegte sich. Sie war dabei, das Gefängnis zu verlassen, und sie würde den Kopf vollends sprengen.

Gehirnwindungen. Fleisch. Knochen. Blut und Masse, all das, was einen normalen Menschen ausmachte, war auch bei ihr vorhanden, nur eben anders und überzogener.

Das Gehirn besaß mehr Kraft. Es entwickelte eine Eigendynamik, die auch von der Kappe nicht mehr gehalten werden konnte. Plötzlich wurde sie in die Höhe geschoben. Gleichzeitig platzte die dünne Haut zu beiden Seiten der Kappe unterhalb der Seitenränder weg, damit das Innere freie Bahn hatte.

Es drang nach außen.

Zuerst sah es aus wie ein dicker, weißlicher Schleim. Wie Gedärme, die sich zusammengedreht hatten, in- und miteinander verflochten waren, noch weiter nach vorn quollen, sich ausdehnten und an den Kopfseiten klebten wie hellgraue, schleimige und übergroße Würmer.

Sie blieben nicht dort, sondern setzten ihren Weg fort. Sie hoben die dreieckige Kappe jetzt vorn und hinten an, wo die Kopfhaut ebenfalls aufplatzte, damit die schleimige Masse immer mehr Platz bekam.

Die Kappe stand jetzt vom Kopf weg. Sie lag auf dem aus dem Schädel ausgetretenen Gehirn. Dabei bewegte sie sich, weil auch die ineinander verschlungene Masse zuckte, als wollten sich die kleinen Tentakel im nächsten Augenblick lösen, um nach irgendwelchen Gegenständen zu greifen.

Giselle beugte sich vor.

Es war gut, daß die Verwandlung schon jetzt eingetreten war. So konnte sie ihre Kräfte besser bündeln, denn der Besuch würde kommen. Das stand für sie fest.

Sie stand auf.

Eine wilde Kraft steckte in ihrem Körper. Sie fühlte es heiß durch die Adern rinnen. Das Feuer der Urzeit war noch nicht erloschen. Luzifer hatte es ihr mitgegeben. Als sie an ihn dachte, wobei selbst der Gedanke an ihn von Ehrfurcht durchdrungen war, huschte ein Lächeln über ihren Mund. Er, die Augen und auch die Nase hatten sich nicht verändert. Sie waren so geblieben wie immer. Nur die Schädeldecke war bei ihr gebrochen und hatte dem Inhalt freie Bahn gegeben.

Das war ihr Zeichen.

Sie war das Gehirn, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Die Hitze blieb, als sie durch ihr Büro ging. Wenn sie sich von der Konsolenbeleuchtung entfernte und mehr in die Dunkelheit hineinging, sah sie aus wie jemand, der jeden Moment anfangen konnte zu brennen, denn hin und wieder durchhuschte ihren Körper ein Feuerlicht. Kleine Flammen, die jedoch in ihr gefangen blieben. Sie würden zum richtigen Zeitpunkt freikommen.

Spannend!

Dieses Wort gehörte zu ihren Lieblingsausdrücken. Es war schon ein Phänomen, daß die Spannung noch mehr in ihr hochsteigen konnte. Nur kam sie nicht damit zurecht, denn sie sah sie nicht als eine gesunde Spannung an, sondern eher als eine gefährliche.

Urplötzlich überkam sie der Eindruck, als würde nicht alles so klappen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Jemand hatte sich dazwischengeschoben, als wollte er die Verbindung zwischen ihr und der Urzeit stören. Giselle kam damit nicht zurecht. Sie ging wieder zu ihrem Arbeitsplatz, setzte sich diesmal nicht hin, sondern blieb hinter dem Stuhl stehen, die Hände auf die Rückenlehne gestemmt, und dabei schaute sie auf den Bildschirm.

In ihr pulsierte es.

Sie spürte die Furcht.

Der Druck war da.

Etwas mußte sich immer weiter aufbauen, und auch ihr Gehirn reagierte. Die grauen Windungen zuckten stärker, als wollten sie ihr eine Warnung zuschicken.

Giselles Mund verzerrte sich. Sie schüttelte den Kopf. Dabei bewegte sich auch das Gehirn, aber es machte ihr nichts aus. Sie wollte erfahren, was sie störte.

Ein Feind!

Er war unterwegs zu ihr. Damit hatte sie rechnen müssen.

Nur ein Feind?

Sie fing an, darüber nachzudenken. Es waren mehrere Männer, die zu ihr kommen würden, da konnte sie nicht von einem Feind sprechen. Nur gab es wirklich einen unter ihnen, der etwas Besonderes war, vor dem sie sich in acht nehmen mußte.

Sie hatte schon Kontakt mit ihm gehabt. Nicht auf der normalen Ebene, sondern auf der anderen.

Eine Gestalt wie ein Engel. Jemand mit Flügeln, aber sehr dunkel und gefährlich aussehend. Mit einem Helm auf dem Kopf, dessen dunkle Vorderseite kaum einen Blick auf das Gesicht zuließ.

Jemand, der sich zwischen den Zeiten bewegte. Unheimlich war, Grenzen aufriß und dabei in Welten hineinhuschte, die für ihn nicht gemacht worden waren.

Er war unterwegs.

Mit einem Ruck zerrte Giselle den Stuhl zur Seite. Sie ließ sich auf die Sitzfläche fallen, starrte auf den Bildschirm, der wieder seine natürliche Farbe zeigte, und schien zu überlegen, welches Programm sie einschalten wollte.

Auf ihrem Kopf bewegte sich das graue Gehirn immer heftiger. Es war der Fluß der Spannung, der dafür sorgte. Giselle war erregt. Sie hatte große Mühe, ruhig zu bleiben, und sie spürte die Hitze des Feuers wieder. Plötzlich sah sie auch die Flammen. Für einen Moment huschten sie flach über ihre Hände hinweg, als wollten sie ihr ein Zeichen geben. Dann tauchten sie wieder ab.

Sie stöhnte auf. Die Entwicklung der Dinge gefiel ihr nicht. Bisher hatte sie auf ihre eigene Stärke vertraut und auf die Kraft aus der Urzeit.

Nun war es jemandem gelungen, in diese Phalanx einzubrechen und sich ihr zu nähern.

Der Gedanke daran ließ Giselle noch unruhiger werden. Auf dem Stuhl drehte sie sich, um ihr Büro zu durchforsten. Wer über soviel Kraft verfügte, wie dieser Feind, der würde es auch schaffen, ungesehen zu ihr zu gelangen.

Noch sah sie nichts.

Die Schatten blieben starr. Keine Bewegung.

Giselle stieß einen Fluch aus. Wieder schaltete sie auf Überwachung. Sofort erschien das Bild auf dem Monitor. Es war dunkler geworden. Dick wie Soße breitete sich die Dämmerung über dem Land aus. Weit entfernt schimmerte das Licht eines kleinen Leuchtturms, doch dieser helle Fleck am oberen Bildrand interessierte sie weniger. Ihre Augen durchforsteten den Bereich des Eingangs.

Sie sah ein Auto.

Es hatte gestoppt.

Ein fauchendes Geräusch verließ den Mund der Person. Die Augen blitzten in der wilden Vorfreude noch stärker auf. Das Zittern der

Hände, die Hitze, die durch ihre Finger lief, alles deutete darauf hin, daß die endgültige Entscheidung nahte.

Die beiden vorderen Türen öffneten sich.

Zwei Männer stiegen aus.

Einer war blond, der andere dunkel: ein Asiate.

Das alles sah sie mit einem Blick und hätte sie auch zufrieden machen können, aber der Stachel des Gegenteils saß einfach zu tief und bohrte sich noch tiefer in sie hinein, als Giselle sah, daß keine dritte Person den Wagen verließ.

»Sie sind aber zu dritt!« schrie sie sich selbst zu und ballte ihre rechte Hand. »Verdammt, sie sind doch zu dritt!«

Es war keine dritte Person zu sehen. Niemand stieg mehr aus, und Giselle heulte vor Wut auf. Es war nur ein kurzer Schrei gewesen, ohne Echo, ein Gefühlsausbruch, und sie hatte sich schnell wieder gefangen. Starr blieb sie auf ihrem Stuhl hocken. Nur das aus dem Kopf gedrungene Gehirn bewegte sich. Das wäre auch passiert, wenn Giselle nicht gedacht hätte.

Aber sie dachte nach. Die dritte Person wollte ihr nicht aus dem Kopf. Sie glaubte einfach nicht daran, daß dieser Gegner von den anderen zurückgelassen worden war. Auch wenn er sich nicht zeigte, war er da, sicherlich, vielleicht ganz in der Nähe.

In der Nähe?

Auch Giselle kannte Gefühle. Sie merkte, wie etwas eiskalt ihren Rücken hinabrann.

Dann stand sie auf. Langsam, beinahe erdrückt von der Spannung. Die Augen weit geöffnet, die wabernde Dunkelheit durchsuchend. Das Bild auf dem Schirm interessierte sie nicht. Es hatte sie bestimmt nur von etwas anderem ablenken sollen.

Giselle wußte auch wovor.

Der dritte Mann brauchte nicht draußen zu sein. Er war hier, in ihrer Nähe.

»Dann komm«, flüsterte sie. »Dann komm her…«

***

Ich hatte Suko vorgeschlagen, sich hinten in den Fond zu setzen, wo er sich dann auch hinlegen konnte, um seine Kondition zurückzufinden, denn nach diesem Schlag tat ihm eine Pause sicherlich gut.

Mein Freund hatte mich angeschaut wie jemand, der mir gleich an die Kehle springen wollte, und so hatte ich es gelassen und zugestimmt, daß er sich neben mich auf den Beifahrersitz setzte. Den Platz im Rückraum des Jeeps hielt Barry F. Bracht besetzt.

St. Peter Port mochte wirklich eine schöne Stadt sein, mit einem malerisch gelegenen Hafen, aber von dieser Schönheit bekamen wir

nicht viel mit, denn ich hatte keine Augen für die Umgebung, sondern mußte mich auf die Straße konzentrieren, auf der wir nicht bleiben konnten. Der aufgezeichnete Weg führte uns weiter durch manch enge Gasse. Vorbei an gepflegten Häusern, die zwar klein waren, aber ein romantisches Zuhause boten.

Die Sommersaison war vorbei. Wer hier jetzt Urlaub machte, der wollte keinen Trubel haben und nur das frische Seeklima genießen. Oder er hielt sich geschäftlich auf Guernsey auf. Vielleicht war er auch ein Steuerflüchtling.

Ich ärgerte mich sonst bei diesem Thema, aber meine Gedanken konzentrierten sich nun auf etwas anderes. Die Kreaturen der Finsternis waren wichtiger.

Es mußte uns einfach gelingen, ihren Stützpunkt hier auf der Insel zu räumen. Mit Hilfe der verdammten Zeitschrift hatten sie schon eine zu große Verbreitung gehabt, und das konnte und wollte ich nicht akzeptieren.

Eigentlich war es mehr ein Zufall gewesen, daß wir sie überhaupt entdeckt hatten, und ich verfolgte diesen Gedanken auch weiter. Auf Guernsey hatten sie sich festgesetzt, um in die Medien zu kommen. Es war nur eine Möglichkeit von vielen, da es unzählige andere Möglichkeiten gab, an die ich gar nicht erst denken wollte, um keine grauen Haare zu bekommen.

Es mochte Sekten aller Art geben, aber diese Kreaturen der Finsternis waren gefährlicher als alle Sekten zusammen, denn sie waren kaum zu packen, weil sie sich nahezu perfekt tarnen konnten.

Der Name Giselle hatte sich in meinem Kopf festgebrannt. Ich wußte nun, daß wir es mit einer Frau zu tun hatten. Bei diesen Kreaturen war es egal, ob sie als Mann oder als Frau auf traten. Sie waren gleich gefährlich und darauf trainiert, die Saat des gestürzten Engels Luzifer in die Welt zu bringen.

Für alle Menschen lag die Urzeit sehr weit zurück. Wir aber wußten, daß dem nicht so war. Zeiten waren relativ, und sie konnten sich miteinander vermischen, ebenso wie die Vorgänge, die sich während dieser anderen Zeiten abgespielt hatten.

Nichts wurde vergessen. Nichts verschwand. Eigentlich blieb alles, nur eben in anderen Formen.

Doch darüber nachzudenken, war nicht die richtige Zeit.

Guernsey war eine hügelige Insel. Das erlebten wir auch auf unserer zweiten Fahrt. Wir verließen das abendliche Städtchen und fuhren hinaus in die Dämmerung.

Lichter funkelten zwischen den Häusern, erhellten Straßen und Gassen.

Ich hatte mir die Wegbeschreibung ans Armaturenbrett geklebt und warf hin und wieder einen Blick auf die Zeichnung. Suko saß stumm

neben mir. Ab und zu strich er über seine geschwollene Nase.

Sie war *nicht* gebrochen. Einige Tage lang würde er ein wenig deformiert herumlaufen und sich auch den Spott anderer anhören müssen, immer vorausgesetzt, daß wir die folgenden Tage auch erlebten.

Der glatte Asphalt lag nur auf den Hauptstraßen. Die aber hatten wir verlassen und kurvten jetzt eine Anhöhe hoch, die der Hotelier sogar aufgemalt hatte. Wenn wir den Scheitelpunkt erreicht hatten, mußten wir nach Westen hin zur Küste abbiegen, wo nur wenige Häuser standen. Eines davon beherbergte die Redaktion der Zeitschrift *Hades*. Früher war in diesem Bau der fangfrische Fisch sortiert worden, doch heutzutage gab es nicht mehr so viele Fischer auf Guernsey. Die Fischbestände in der Nordsee waren stark geschrumpft.

Der Himmel war dunkler geworden. Riesige, graue Schatten bedeckten ihn. Nur hin und wieder sahen wir noch helle Flecken, aber auch die würden bald verschwunden sein.

»Wie fühlst du dich eigentlich?« erkundigte ich mich bei Suko.

Der verdrehte die Augen. »Nicht schon wieder.«

»Ich wollte nur wissen, ob du fit bist.«

»Immer.«

»Du hast schon besser gelogen.«

Er schaute mich nur an und grinste. Damit war für ihn das Thema erledigt.

Ein anderer aber meldete sich. Aus dem Fond schob Barry F. Bracht seinen Körper vor und brachte den Kopf praktisch zwischen uns. Er räusperte sich leicht, was mich nicht störte, denn ich fuhr weiter und schaute dem tanzenden Licht des Scheinwerferteppichs nach, aber Barry ließ nicht locker und tippte mir auf die Schulter.

»Was ist denn?«

»Kannst du mal stoppen, John?«

»Warum?«

»Bitte, tu mir den Gefallen.«

»Moment noch.« Es war nicht mehr weit bis zum Scheitelpunkt der Anhöhe. Dort hielt ich an.

»Mußt du mal für Königstiger?« fragte ich und drehte dabei den Kopf, weil ich Barry anschauen wollte.

Nicht der Anflug eines Lächelns huschte nach dieser Frage über seine Lippen. »Nein, das nicht. Ich habe dich auch nicht aus Spaß gebeten, hier anzuhalten, ich möchte etwas anderes.«

»Okay, was?«

»Ich will schlafen.«

Normalerweise hätte man bei dieser Antwort gelacht, aber bei Barry F. war das etwas anderes.

»Wann und wo?«

»Jetzt und hier, John.«
»Zebulon?«
»Ja.«
Ich nickte. »Okay«, sagte ich dann, »möchtest du hier aussteigen?«
»Nein, das auf keinen Fall. Ich werde hier im Wagen bleiben und Schlaf finden.«
»Akzeptiert. Aber warum so plötzlich?«
Barry strich mit seiner ihm typischen Bewegung durch das braune Haar und sagte dann: »Weil ich es wichtig finde. Wir nähern uns dem Ziel. Ich weiß, daß diese Person gefährlich ist, und da kann ich doch für euch so etwas wie eine Rückendeckung bilden. Oder seht ihr das anders?«
»Überhaupt nicht«, sagte auch Suko. »Denn du bist als Zebulon bestimmt wertvoller.«
»So komme ich an sie heran.«
»In das Haus?«
»Sicher, John.«
»Sie wird uns erwarten«, sagte Suko. »Ich kenne sie zwar nicht, aber sie braucht nur gewisse Dinge zu addieren und dann eine Falle aufzubauen. Da ist es schon besser, wenn uns Zebulon den Rücken freihält.«
Ich war einverstanden, faßte aber noch einmal zusammen. »Wenn du eingeschlafen bist, werden wir unseren Weg fortsetzen.«
»Ja, so habe ich mir das gedacht. Ihr braucht auf mich keine Rücksicht zu nehmen. Es ist alles in meinem«, er lachte kratzig auf, »oder in Zebulons Sinne.«
»Aber du kannst uns nicht sagen, was du genau vorhast?« fragte ich weiter.
»Nein, das nicht.« Sein Gesicht bekam einen nachdenklichen Zug. »Ich hoffe nur, daß sie mich angreift und ich euch somit den Rücken freihalten kann. Das ist alles.«
»Du weißt, worauf du dich einläßt?« Meine Bedenken waren noch nicht aus der Welt geschafft.
Barry schüttelte den Kopf. »Nicht ich lasse mich auf etwas ein, sondern Zebulon. Und das ist ein großer Unterschied.«
»Stimmt.«
Bracht drückte sich wieder zurück. »Gut, dann versuche ich jetzt einzuschlafen.«
Suko und ich hatten uns gedreht.
Wir schauten zu, wie es sich Barry bequem machte.
Keiner von uns wußte, wie schnell Barry seinen Schlaf finden würde. Lange dauerte so etwas bei ihm nie, denn er fühlte sich oft müde, das hatten wir aus seinem eigenen Mund erfahren.
Ich hatte das Fenster an meiner Fahrerseite etwas nach unten gedreht

und schaute zum Himmel, weil ich den Mond suchte. Das geschah nicht von ungefähr, da ich wußte, daß Barry F. Bracht bei Mondlicht viel schneller einschlief. So konnte Zebulon schon nach kurzer Zeit entstehen.

Leider hatten wir nur Halbmond, aber immerhin zunehmenden.

Suko und ich unterhielten uns nicht. Wir wollten die Ruhe des Mannes nicht stören. Da wir auf der Kuppe des Hügels standen, wurde uns ein guter Rundumblick gestattet, und wir konnten auch an der westlichen Seite das Meer sehen. Es wirkte wie ein riesiger, dunkler Teppich, auf dem hin und wieder weißliche Lichter schimmerten.

Zwischen uns und dem Meer befanden sich noch die Dünen. Nicht mehr so jungfräulich wie früher, denn es war in den Dünentälern immer wieder Platz für Häuser geschaffen worden. So toll sie auch gebaut sein mochten, sie hatten die Landschaft verändert, verschandelt und teilweise zerstört.

Zu einem der Häuser mußten wir. Es mußte von den anderen etwas entfernt liegen, wenn ich die Zeichnung vor mir richtig deutete, auch nicht direkt am Wasser.

Suko schaute auf seine Hände. Er wirkte nachdenklich. Fragen stellte ich ihm nicht, denn keiner von uns wollte Barry F. Bracht stören.

Ich konzentrierte mich auf seine Atemzüge. Man kann ja feststellen, ob ein Mensch schläft oder nur döst. Dazu braucht man nicht einmal ein außergewöhnliches Gehör, und bei Barry war das eingetreten, was er sich gewünscht hatte.

Er schlief.

Auch Suko war nicht nur in sich selbst versunken gewesen, auch wenn es den Anschein gehabt hatte. Er drückte sich hoch und schaute nach rechts.

»Ich glaube, er schläft.«

»Das ist sogar sicher.«

»Dann können wir fahren.«

Das tat ich noch nicht, sondern ließ die Hände auf dem Lenkrad liegen. »Mich würde wirklich interessieren, was er als Zebulon erlebt und welche Botschaften ihm durch seinen Zweitkörper mitgeteilt werden. Schade, daß Barry nicht redet.«

»Soll ich ihn fragen?«

»Nein, auf keinen Fall stören.«

»Ist gut.«

Bevor ich den Motor wieder anließ, warf ich noch einen konzentrierten Blick auf die Zeichnung.

Diese Kontrolle beruhigte mich, denn wir waren richtig gefahren.

Wir mußten den Hügel wieder hinabrollen und danach über einen unbefestigten Weg fahren.

Als ich den Zündschlüssel drehte und dem Klang des Motors lauschte,

erschrak ich. Hastig kurbelte ich das Fenster wieder hoch, denn ich wollte nicht, daß Barry aus seinem Schlaf gerissen wurde.

Die Sorge konnten wir uns sparen. Suko fand heraus, daß Barry tief und fest schlief.

»Zebulon wird bestimmt schon dort sein«, erklärte er mit leiser Stimme. »Darauf wette ich.«

»Möchtest du an seiner Stelle sein?«

»Irgendwo schon. Ich will dieses verdammte Weibsstück endlich vor mir sehen.«

»Nur sie?«

»Wie meinst du das?«

»Zur Redaktion gehören doch bestimmt noch weitere Mitarbeiter. Ich glaube kaum, daß Giselle das Blatt allein macht. Einen Mitarbeiter haben wir ja schon erlebt. Der Wanderer und Familienkiller.«

»Wenn das so ist, müssen wir uns etwas einfallen lassen.«

»Oder noch mehr auf Zebulon bauen.«

Wir fuhren weiter, schwiegen, was auch gut war, so konnte ich mich auf das Gelände konzentrieren.

Hier lag kein glatter Motorway vor uns, es ging auf und ab. Wie bei einem Tanz auf den Wellen.

Begleitet vom kalten Licht der Scheinwerfer.

Zu den in die Dünen hineingebauten Häusern zweigte eine Stichstraße ab. Die ließen wir an der rechten Seite liegen und rollten in die Einsamkeit hinein. Ich hoffte natürlich, daß wir den von Falaise eingezeichneten Weg erreicht hatten. Zu sehen war nicht viel, auch nicht im Scheinwerferlicht.

Suko wirkte jetzt wie immer. Den Treffer hatte er vergessen. Er saß angespannt neben mir, schaute ebenso gespannt nach vorn und durchforschte die Umgebung auf der Suche nach dem Ziel.

Und dann sah er zumindest das Haus. Vielleicht war uns auch der über uns liegende Himmel gnädig gewesen, denn ein blasser Reststreifen aus Tageslicht zeichnete einen hellen Balken in das immer dunkler werdende Grau. So hatte Suko zumindest den kompakten und auch einsam stehenden Schatten irgendwo zwischen Tal und Hügelkuppe entdecken können.

Ich hörte zu, wie er mir seine Entdeckung bekanntgab, und ich erkannte den Bau ebenfalls, was ich durch ein Nicken bestätigte.

»Fällt dir etwas auf?« fragte Suko.

»Sollte es mir denn?«

»Alles ist dunkel.«

Ich grinste scharf. »An Feierabend möchte ich nicht glauben. Nicht bei denen, die sind da. Sie halten sich nur versteckt. Ich wundere mich auch darüber, wie klein der Bau ist.«

»Dann war der Begriff *Fabrik* übertrieben.«

»War er auch.«

Wenn sich jemand im Haus aufhielt und am Fenster stand, wobei er noch in unsere Richtung schaute, würde er uns sehen müssen. Zumindest das blasse Scheinwerferpaar, das in einer gewissen Höhe über dem Boden hinwegtanzte und sich jetzt noch stärker dem eigentlichen Ziel näherte. Ich schaltete das Fernlicht nicht ein, fuhr auch nicht bis direkt an das Haus heran, sondern stoppte etwa zwanzig Meter seitlich davon entfernt.

Ich stellte den Motor ab. Danach löschte ich auch das Licht der Scheinwerfer.

Dunkelheit umgab uns. Vor einigen Wochen wäre es um diese Zeit noch hell gewesen, aber im September waren die Tage bereits deutlich kürzer.

Unsere Augen gewöhnten sich rasch an die Umgebung. Wir konnten auch die Frontseite des Hauses unter Kontrolle halten, aber es fiel uns dort nichts auf.

Selbst eine Tür war nicht zu sehen. Ein Fenster malte sich auch nicht direkt ab. Da schien nur eine glatte Fassade vorhanden zu sein, was ich aber nicht glaubte.

»Entweder hat man die Fenster verhängt oder sie mit schwarzer Farbe bepinselt.«

»Man hat eben etwas zu verbergen. - Gehen wir?«

Ich nickte und wollte schon nach dem Türgriff fassen, als wir beide durch unseren Freund Barry F.

Bracht gestört wurden. Es war keine Störung, die uns erschreckte. Wir hörten ihn nur leise stöhnen, was schon mehr einem Seufzen glich.

Sofort änderten wir unseren Plan und blieben steif auf unseren Sitzen hocken.

Barry war wieder ruhig geworden, wir allerdings nicht.

Seine Haltung hatte sich nicht verändert. Nichts wies darauf hin, daß er etwas Schreckliches durchmachte, einen Alptraum oder ähnliches. Sein Gesicht wirkte ruhig, entspannt, aber plötzlich zuckten die Lippen wieder. Der Mund zeigte auch ein verzerrtes Grinsen, dann hörten wir wieder das Seufzen, das in einem flüsternd gesprochenen Satz endete.

»Luzifer steht hinter ihr. Er ist ihr Chef. Er ist ihr Mentor. Gütiger Himmel…«

Mehr drang nicht aus Barrys Mund. Es war ein Teil dessen gewesen, was dem Schattenkrieger Zebulon aufgefallen war.

Suko und ich hatten jedes Wort verstanden und schauten uns an. »Das wird kein Spaziergang«, flüsterte mein Freund, der noch einmal auf Luzifer zu sprechen kam und wissen wollte, was Barry mit ihm gemeint haben könnte.

Ich fühlte mich überfragt. »Was ich auch sage, Suko, ist Spekulation. Da kannst du dir selbst etwas aussuchen, aber die Kreaturen der Finsternis sind seine direkten Abkömmlinge. Dämonische Derivate«, sagte ich noch und schüttelte bissig den Kopf. Ich kam über die Existenz dieser Wesen einfach nicht hinweg. Obwohl ich in meinem Job schon verdammt viel durchgemacht hatte, fiel es mir verflucht schwer, eine Existenz wie diese zu akzeptieren.

»Mich haben seine letzten Worte - gütiger Himmel, sagte er - beunruhigt«, fuhr Suko fort. »Das ist so gar nicht seine Art. Da muß ihm was Furchtbares über den Weg gelaufen sein.«

»Wir werden es sehen.« Bevor ich endgültig ausstieg, schaute ich mir den schlafenden Lektor an.

Er wirkte jetzt entspannter. Nichts an ihm wies darauf hin, was sein Zweitkörper, der Schattenkrieger, durchmachte.

Wir stiegen endgültig aus. Dabei wurde ich den Eindruck nicht los, vom Haus her unter Kontrolle gehalten zu werden. Irgend jemand lauerte dort und beobachtete uns. Aber es war nichts zu sehen.

Kein Fenster, kein Licht, nur diese dunkle, beinahe böse anmutende Fassade. Es war kaum ein Geräusch zu hören, als wir die Türen zudrückten. Wir wollten die Stille nicht zerstören, und selbst das Rauschen des wirklich nicht weit entfernt liegenden Meeres war so gut wie nicht zu vernehmen, denn die Dünenhügel schirmten es ab.

Die ehemalige Fischfabrik lag schräg vor uns. Nach wenigen Metern würden wir am Eingang stehen, und wir stellten sehr bald fest, daß die Fassade nicht so glatt aussah, wie sie gewirkt hatte.

Da malten sich schon Fenster ab, aber sie waren tatsächlich dunkel angestrichen worden. Wir konnten es deshalb so gut erkennen, weil das alte Mauerwerk weniger dunkel war. An einigen Stellen hatte sich auch der Verputz gelöst und blasse Flecken hinterlassen, doch die Wände strömten noch immer einen leichten Fischgeruch aus. Oder ich bildete ihn mir auch nur ein.

Suko hielt mich am linken Ellenbogen fest. Er deutete dorthin, wo sich auch der Eingang befand.

»Was ist da?«

»Ein optisches Auge. Eine Kamera.«

Das ärgerte mich. »Meinst du, daß wir uns in der Blickrichtung befinden?«

»Ich fürchte schon.«

Wir wußten zumindest Bescheid und brauchten auch nicht besonders vorsichtig zu sein. Deshalb ließen wir mit ziemlich schnellen Schritten den leicht abfallenden Weg hinter uns und sahen schließlich den alten Bau zum Greifen nahe vor uns.

Hätte mir jemand vor zwei Tagen erzählt, daß ich hier die Redaktion einer Zeitschrift finden würde, ich hätte ihn ausgelacht. Unter einer

derartigen Firma stellte man sich Hektik vor, Menschen, die vor ihren Bildschirmen saßen, die schrieben, die telefonierten, die faxten, all das fehlte hier. Der Bau wirkte ebenso tot wie seine in der Dunkelheit untergegangene Umgebung.

»Reinkommen müssen wir«, sagte Suko und bewegte seine Schritte auf den Eingang zu. Von der Breite her hätte sogar ein Lastwagen hindurchgepaßt. Das Tor bestand aus zwei dicken Holzflügeln.

Auch sie strömten den leichten Fisch- oder Trangeruch aus, aber das kümmerte mich nicht mehr, denn neben dem Tor, in die Mauer integriert, schimmerte das Metall einer modernen Sprechanlage, und ich sah auch einen Knopf, den der Besucher drücken mußte.

Suko hatte ihn auch entdeckt. »Willst du anklingeln?« fragte er leise und leicht spöttisch.

»Nein, wir versuchen es so.« Ich fühlte noch einmal nach meinem Kreuz, das in der rechten Jackentasche steckte. Sein kühles Silber beruhigte mich, während sich Suko bereits an der Tür zu schaffen machte. Er versuchte, den rechten der beiden Flügel aufzudrücken, was ihm trotz einer Kraftanstrengung nicht gelang. Eine Klinke oder einen Knauf sahen wir an diesem Eingang nicht.

An der linken Türseite erlebten wir ebenfalls einen Mißerfolg. Uns blieb nur der Einstieg mit Gewalt, und zwar durch eines der Fenster. Sie lagen ziemlich hoch. Ich mußte mich schon auf die Zehenspitzen stellen und die Arme recken, um die vorspringende Fensterbank überhaupt berühren zu können.

»In der Schule haben wir es Hühnerleiter genannt«, sagte ich und schaute Suko dabei an.

»Ich weiß, was du meinst.« Er legte bereits seine Hände zusammen und ging etwas in die Knie. Er hatte mir die Stufe aus Händen gebaut, in die ich hineintrat.

Es war schon witzig. Wir wollten gegen Urdämonen ankämpfen und mußten uns so verhalten wie Schüler, die über den Zaun auf ein Nachbargrundstück kletterten, weil sie dort Obst stibitzen wollten.

Ich nahm Schwung und kam rasch hoch, konnte den schmalen Rand der Fensterbank umfassen und mich an ihm hochziehen. Ich drehte mich dabei zur Seite, denn meine Füße mußten hintereinander stehen, damit ich überhaupt eine gewisse Standfestigkeit bekam.

Mit der linken Hand und auch mit dem Ohr streifte ich beinahe an der kalten Scheibe entlang.

Komischerweise spürte ich jetzt den Wind, der mir Minuten zuvor nicht aufgefallen war. Nun umwehte er meinen Kopf und schien mit Geisterstimmen in beide Ohren zu dringen, als wollte er eine Nachricht hinterlassen.

Bevor ich damit begann, die Scheibe einzuschlagen, fuhr ich noch mit der Hand über sie hinweg.

Meine Finger strichen über glattes und normales Glas, von der Farbe war nichts festzustellen.

Jedenfalls nicht von außen.

Suko wartete unter dem Fenster. Ich schaute nach unten und sah sein helles Gesicht. Er nickte. Das Zeichen verstand ich gut. Sehr vorsichtig mußte ich mich in meiner wackeligen Position bewegen, um die Beretta zu ziehen. Das schaffte ich und war froh. Ich hielt sie in der rechten Hand und dachte gar nicht daran, sie mit einem Taschentuch zu umwickeln. Wer sich hinter diesen Mauern aufhielt, hatte uns durch das Auge der Kamera längst gesehen.

Was uns im Haus erwartete, darüber wollte ich nicht nachdenken, aber die geseufzten Worte des Barry F. Bracht konnte ich trotzdem nicht vergessen. Vier Finger und der Daumen der rechten Hand umfaßten den Lauf der Waffe. Die Scheibe wollte ich durch einen Schlag mit dem Griff zertrümmern. Ich holte aus und zerschlug das Glas.

Splittern, Krachen, die herumfliegenden Scherben, das alles trat nicht ein. Die Scheibe war durch den ersten Treffer nicht zerstört worden, aber sie hatte Risse bekommen.

Ich schlug ein zweites Mal zu.

Diesmal klappte es. Das Glas platzte und splitterte. Das Fenster war ziemlich groß. Es verlor nicht sein gesamtes Glas. Vieles blieb noch im alten Rahmen hängen, wo noch Kitt klebte. Die Scherbenstücke sahen zumeist aus wie nach unten zeigende Lanzenspitzen und konnten schon zu einer Gefahr werden, wenn ich hindurchkletterte.

Ich schlug noch einige Scherben zur Seite, dann fand ich auf der Innenseite der Fensterbank mit dem linken Fuß noch einen guten Halt. Den brauchte ich auch, um Suko in die Höhe zu helfen.

Mein Freund hatte sich schon geduckt. Dann schnellte er hoch. Ich bestaunte wieder einmal die Sprungkraft. Seine Hände klatschten gegen die Kante der äußeren Fensterbank, an der sie sich festhielten. Ich griff mit meiner Rechten nach, die Beretta noch zwischen den Zähnen, und Suko half mir, als er sich beim Hochklettern mit beiden Füßen an der Wand abstützte.

Dicht an mir vorbei drückte er sich in das Dunkel des Hauses hinein und blieb auf der Innenbank nicht lange stehen, sondern sprang zu Boden.

Im Licht meiner kleinen Leuchte schaute ich nach, wo Suko gelandet war. Auf einem dunklen und ebenen Untergrund. Nichts stand uns im Weg.

Ich sprang ebenfalls. Da leuchtete Suko den Raum bereits aus. Der lange Lichtfinger wanderte lautlos durch die Finsternis, schuf einen hellen Spalt und sorgte durch sein Licht für eine gewisse Enttäuschung bei uns, denn wir sahen nichts. Dieser Raum war einfach nur leer oder

leergeräumt worden.
»So sieht bestimmt keine Redaktion aus«, murmelte Suko, der denselben Gedanken verfolgte wie ich.
»Das Haus ist ja noch größer.«
»Okay, dann suchen wir mal die Frau Chefredakteurin.«
Das war locker dahingesagt, aber jeder von uns wußte, wie leicht wir in eine Falle geraten konnten…

***

Barry F. Bracht lag auf dem Rücksitz des Wagens und schlief. Er war völlig abwesend. Der Tiefschlaf hielt ihn in den Klauen. Er wirkte ruhig und völlig entspannt. Die Dunkelheit der frühen Nacht war auch durch die Scheiben des Jeeps gedrungen.
Nicht der Zweitkörper Zebulon!
Er war wie aus dem Nichts entstanden. Er glich auch nicht dem Körper des Schlafenden, sondern war völlig anders. Es gibt nur wenige Menschen, die in der Lage sind, ihren Astralleib oder Zweitkörper entstehen zu lassen, und wenn diese schleierhaften Gebilde entstanden, dann glichen sie dem ruhenden Körper des Schläfers, was aber bei Barry F. Bracht nicht der Fall war.
Zwischen ihm und seinem Zweitkörper Zebulon war der Unterschied so groß wie zwischen Feuer und Wasser. Es gab für den Schattenkrieger auch keine Mauern oder verschlossenen Türen. Er hatte sich innerhalb eines bestimmten Ziels manifestiert, wohin ihn die Kraft des menschlichen Bewußtseins getrieben hatte.
Von nun an war er selbständig.
Im Dunkel stand eine ebenfalls dunkle Gestalt, abgesehen von den Perlenreigen an den Stiefeln. Er hatte einen Kopf ohne Gesicht, denn das Visier war unten, so daß zwar Zebulon sehen konnte, ein Außenstehender es aber schwer hatte, hinter das Visier zu schauen. Zwei leicht abstehende Schatten wuchsen auf seinem Rücken. Es waren die dunklen Flügel oder Schwingen, die dieser Gestalt schon etwas Geheimnisvolles und Rätselhaftes verliehen.
Manchmal wurde Zebulon mit einem Engel verglichen, aber dieser Vergleich traf nicht zu. Wenn schon Engel, dann erinnerte er mehr an einen, der auf seiner Maschine saß und sich den Helm über den Kopf gestülpt hatte.
Er stand im Dunkeln. Er befand sich im Haus. In einem großen, leeren Raum, durch dessen Fenster kein einziger Lichtstrahl drang. Er tat noch nichts, weil er zunächst das Fluidum aufnehmen wollte, das in seiner Umgebung herrschte.
Der Schattenkrieger war sensibel. Er konnte hart sein, wenn es sein mußte, aber auch sehr gefühlvoll. Und hier spürte er das Andere, das ihm gar nicht gefiel. Die furchtbare Aura ließ ihn schaudern. Etwas

unbeschreiblich Böses lauerte in der Nähe. Etwas, das aus den Tiefen einer Welt drang, die es längst nicht mehr gab, die vergangen war, aber trotzdem ein Erbe hinterlassen hatte.

Zebulon strich über seine beiden Waffen hinweg. Sie steckten im Gürtel. Es waren Energiegeschosse, aufgeladen mit einer fürchterlichen Kraft, die es schaffte, Feinde regelrecht zu verdampfen. Er hatte diese Waffen schon des öfteren in den fremden, oft unheimlichen Traumwelten eingesetzt und somit Furcht und Schrecken unter den dämonischen Gestalten verbreitet.

Ein direkter Feind zeigte sich nicht. Zebulon wußte genau, daß er sich irgendwo verborgen hielt.

Versteckt in dieser undurchdringlichen Dunkelheit.

Er konnte schauen, war in der Finsternis also nicht so hilflos wie Menschen, und er konnte sich auch lautlos bewegen, was für ihn ebenfalls wichtig war.

Der Schattenkrieger begab sich auf die Suche nach seiner Feindin oder seinen Feinden. Er ging zunächst von einer Feindin aus, denn ihre Kraft hatte er bereits gespürt. Er hatte sie auch gesehen, wie sie in dem Feuer stand, wie sie sich daran ergötzt hatte und mit den Händen über ihren Körper gestrichen war. Sie hatte es einfach genossen, Mittelpunkt der Flammen zu sein, und sie schien aus dem Feuer auch ihre Kraft gezogen zu haben.

Er dachte an die Wichtigkeit des Feuers. Feuer und Wasser hatte es schon zu Urzeiten gegeben. Die beiden unterschiedlichen Elemente waren auch zugleich das Symbol für die beiden anderen gewesen. Für das Gute auf der einen, für das Böse auf der anderen Seite, denn das Feuer ließ sich durch das Wasser löschen.

Zebulon war das Wasser. Er wollte die böse Erinnerung aus der Urzeit zerstören, was er aber nicht schaffte, wenn er auf der Stelle blieb und sich nicht bewegte.

In seiner Umgebung sah er nichts. Es war kein einziges Möbelstück in den großen Raum gestellt worden. Er war tatsächlich leer, aber der schwache Fischgeruch hielt sich noch immer, den nahm auch ein sensibler Zebulon wahr.

Graue Wände, dunkle Scheiben. Er strich daran vorbei. Den Boden berührte er nicht, denn er bewegte sich durch den Schwung seiner Flügel, und es war nicht einmal ein leiser Windzug zu spüren, als er über den Boden schwebte.

Er hatte den Ausgang gesehen. Eine Tür, die zu einem anderen Raum führte. Die Augen hinter dem Visier bewegten sich. Es sah so aus, als lägen hellere Kugeln in einer tiefen, grauen Dunkelheit.

Die Tür war geschlossen. Zebulon überlegte, ob er sie öffnen oder sich in den anderen Raum hineinbeamen sollte. Er entschied sich für den normalen Weg.

Fremde Geräusche erreichten seine Ohren nicht. Er bewegte sich durch die Stille auf das Ziel zu.

Einen Hebel mußte er nach unten drücken, um die Tür öffnen zu können.

Dann zog er das Hindernis auf. Leise Geräusche ärgerten ihn, aber sie brachten ihn nicht in die Klemme, weil sie wohl nur von ihm gehört worden waren.

Die Tür schwang so weit auf, daß er sich in den anderen Raum schieben konnte.

Kälte wehte ihm entgegen. Es war auf eine bestimmte Art und Weise kalt und mit den frostigen Temperaturen des Winters nicht zu vergleichen. Es war die Kälte einer Seele, die nichts anderes vorhatte, als Böses zu verströmen.

Sie traf ihn als Hauch, und selbst Zebulon schauderte zusammen. Auch dieser Raum war leer, abgesehen von dem bösen Fluidum, das sich noch mehr verstärkte, als Zebulon seinen Weg fortsetzte. Diesmal ging er auf dem normalen Fußboden und hatte seine Flügel angelegt. Er wußte genau, daß es hier etwas gab, mit dem er nur schwerlich zurechtkam. Die andere Seite erwartete ihn, aber sie zeigte sich nicht, sondern hielt sich weiterhin zurück.

Nur ihr Erbe war da.

Der Schattenkrieger blieb dort stehen, wo er seiner Meinung nach die Mitte des leeren Raums erreicht hatte. Wieder war er von dunklen Wänden und auch einer dunklen Decke umgeben, obwohl diese von der Farbe her ein wenig heller waren.

Seine Hände lagen auf dem Gürtel und nahe der Waffen. Er war hier eingedrungen, weil er es mußte. Auf der anderen Seite aber fühlte er sich geführt und wartete jeden Augenblick darauf, daß sich ein Feind zeigte.

Er dachte an die Feuerfrau. Seine Freunde hatten sie als Kreatur der Finsternis bezeichnet, aber Zebulon wußte genau, daß mehr dahintersteckte.

Es gab jemanden, der das Feuer dirigierte und die Person beschützte, und vor ihm fürchtete er sich.

Der Schattenkrieger bewegte sich auf die linke Wand zu. Dort befanden sich auch die Fenster, doch die Scheiben waren nicht mehr als pechschwarze Vierecke.

Zebulon blieb stehen, als er das Flüstern hörte!

Urplötzlich war es aufgeklungen.

Ein Ziel sah er nicht. Er hatte die Stimme vernommen. Er verstand keine Worte. Das Flüstern drang von allen Seiten auf ihn zu und schien von mehreren Personen zu stammen, obwohl Zebulon daran nicht so recht glauben wollte.

Es rieselte kalt seinen Rücken hinab, denn auch als Schattenkrieger

waren seine Gefühle nicht verschwunden.

Und das Böse, das andere Fluidum, verdichtete sich in seiner Nähe, als wollte es um ihn herum ein Gefängnis bilden.

Der Gedanke an eine Falle wollte bei ihm einfach nicht weichen, obwohl sich noch kein Feind zeigte. Aber das Tier lauerte. Ja, es kam ihm vor wie ein Tier, das sich an verschiedenen Stellen dieses großen Raumes eingenistet hatte.

Er drehte den Kopf. Als er nichts herausfand, bewegte er auch seinen Körper, weil er die finsteren Ecken absuchen wollte, dort aber nichts entdeckte.

Dann hörte er es knistern und auch das leise Brausen, das seine Ohren umwehte.

Etwas platzte auf. Da wurde das Dunkel zerrissen, und plötzlich sah er die Flammen an seiner linken Seite. Sie hatten ein Loch in die Finsternis hineingebohrt. Es war ziemlich groß, es war zackig, als wäre ein Stück der Mauer aus dem Gefüge gerissen worden.

Das kannte er. In einer derartigen Öffnung hatte er bereits die Feuerfrau gesehen. Jetzt zeigte sie sich nicht. Nur das Feuer brannte und breitete sich auch nicht aus. Die Insel blieb gleichgroß.

Er legte den Kopf zurück.

Die Decke über ihm war in Bewegung geraten. Er hatte es gespürt, und plötzlich bekam auch sie ein Loch. Zugleich entstanden weitere an der rechten Seite, und in all diesen Öffnungen tanzten Flammen, die weder Rauch noch Hitze absonderten.

Dämonenfeuer!

Zebulon nahm es hin. Überall sah er die kleinen Brandherde, wobei sie sich nicht vereinten, sondern das gesamte Viereck des großen Raumes hatten löchrig werden lassen.

Zebulon schüttelte den Kopf. Er war irritiert. Er suchte nach dieser Frau. Für sie hatte er sich den großen Endkampf aufgespart, aber sie tauchte nicht auf.

Doch die Feuerherde blieben.

In der Mitte hielt sich Zebulon auf. Eine düstere Gestalt, die aus der Dunkelheit hervorgerissen worden war und sich zu bewegen schien. Dabei wurde sie von zuckenden und huschenden Flammen umtanzt, die von verschiedenen Seiten kamen.

Er hätte weitergehen wollen und müssen, aber Zebulon blieb stehen. In seinem Innern hatte sich eine Sperre gebildet. Das Gefühl sagte ihm, daß jeder Schritt, den er tat, zugleich sein letzter hätte sein können. Damit hatte der Schattenkrieger nicht gerechnet. Wie immer hatte er voll und ganz auf seine eigenen Kräfte vertraut. Er selbst bezeichnete sich zwar nicht als unbesiegbar, bisher aber hatte er es immer geschafft, seine Feinde in die Schranken zu weisen.

Hier nicht.

Hier war der Feind das Feuer, und er wußte nicht, wie er es löschen sollte. Es war zugleich eine Botschaft, die ihn jetzt von vier verschiedenen Seiten umgab.. Überall flackerten jetzt die rauch- und hitzelosen Feuer auf. Sie umtanzten ihn wie eine Insel. Eine Insel, auf der Geister wohnten und er wußte genau, daß es nicht dabei blieb. Er sollte hier festgehalten werden. Die andere Seite arbeitete mit allen Tricks, ohne direkte Gewalt anzuwenden. Sie griff zu subtileren Mitteln, und das spürte auch der Schattenkrieger. Etwas kroch auf ihn zu. Es war nicht zu sehen, auch nur schwach zu fühlen, aber immerhin war es so stark, daß er sich damit beschäftigen mußte, denn es wollte nicht weichen.

Es war das Böse.

Es hatte sich in den Flammeninseln verkrochen. Es war nicht zu sehen, aber seine Entladungen liefen wie Ströme kreuz und quer durch den Raum.

Zum erstenmal seit langer Zeit bekam auch der Schattenkrieger Furcht. Er, der eigentlich nur ein Astralleib war und es schaffte, in die Träume anderer Menschen einzudringen, um sie von diesem Alpdrücken zu befreien, reagierte so menschlich, als wäre er ein normaler Mensch. Man gab- ihm ein Gefühl mit, und das stammte nicht von ihm selbst, das wurde ihm von einer anderen Seite her eingetrichtert.

Ein Gefühl der Angst!

Diese bedrückende Furcht, die reine Angst um die Existenz, die war für ihn nicht zu begreifen. Als Zebulon hatte er sich damit nicht beschäftigen müssen. Niemals zuvor…

Jetzt schon.

Auch Gedanken kreisten um ihn. Sie drehten sich um einen bestimmten Punkt, und sie wiederum machten ihm klar, daß er diesen Raum aus eigener Kraft kaum verlassen konnte. Er befand sich unter der harten Knute eines anderen, eines Dämons.

Keine Feuerinsel verschwand. Sie blieben an den Fenstern, an der Decke und jetzt auch auf dem Boden. Die Flammen rissen Löcher hinein, und sie kreisten den Schattenkrieger ein, der sich immer schlechter fühlte, denn das absolut Böse befand sich bereits in seiner Nähe.

Es würde zuschlagen.

Der Schattenkrieger schrie nicht, aber das Gefängnis verdichtete sich, und er sah den Grund.

In den Flammeninseln hatte sich etwas verändert. Dort zeichneten sich Gesichter ab. Jede Insel hatte eines bekommen, aber so zahlreich die Gesichter auch waren, verschieden waren sie nicht. In jeder Insel sah er zwischen den Flammen nur das eine.

Groß, glatt, ohne den Ansatz einer Falte. Dabei bläulich schimmernd,

was auch die Farbe der Flammen nicht überdecken konnte. Dieses kalte Blau blieb einfach bestehen, als hätte jemand Eisengesichter in das Feuer gestellt.

Zebulon fühlte sich schlecht. Die Gesichter waren ihm zugewandt. Sie starrten ihn von der Decke her ebenso an wie vom Boden und natürlich von den Seiten. Sie hatten die Falle noch dichter gemacht, aber nicht die Gesichter waren es, die ihn beinahe verzweifeln ließen. Das, was sie ausströmten und abgaben, mit dem kam Zebulon nicht zurecht. Er hatte es noch nie zuvor erlebt oder durchlitten, denn es war das absolut Böse, für das es keine Steigerung mehr gab.

Schon einmal war ihm das Gesicht kurz aufgefallen, diesmal wurde er von ihm gebannt. Die kalte Bläue. Diese absolute Menschenverachtung. Der Drang zur Vernichtung. Der Haß auf alles, was anders war, das bekam Zebulon deutlich zu spüren, und seine Angst wurde so stark, wie er es noch nie erlebt hatte. Sie quälte ihn und entwickelte sich zu einer seelischen Folter.

Die große Gestalt zitterte. Sie duckte sich. Die Furcht war wie ein gewaltiger Hammer, dessen Schläge ihn immer wieder trafen und ihn zu Boden drückten.

Ohne daß Zebulon es wollte, verlor er von seiner eigenen Kraft und drehte sich langsam in die Knie.

Er dachte nicht mehr an seine Waffen, da er nicht mal in der Lage war, die Arme zu bewegen. Dabei hatte er die eigentliche Feindin noch nicht zu Gesicht bekommen.

Zebulon verlor den Halt. Der Schwindel erwischte ihn wie ein Windstoß. Da er sowieso schon in der Hocke saß, war es für die andere Kraft ein Leichtes, ihm seinen letzten Stand zu nehmen, und er merkte, wie er anfing zu schwimmen.

Zebulon flog nicht weg. Seine eigenen Kräfte waren reduziert oder ihm sogar genommen worden.

Er würde es nicht mehr schaffen, sich aus eigener Kraft in einen anderen Raum des Hauses zu beamen. Man hatte ihm seine Grenzen aufgezeigt, und das nicht nur innerlich, sondern auch nach außen hin.

Mit einer letzten Drehung, die bei ihm ein Gefühl des Schwindels und des Wegfliegens hinterließ, wurde er von den Beinen geholt. Der Schattenkrieger landete am Boden, wo er sich auf den Rücken drehte und in dieser Lage mehr als hilflos wirkte.

Nicht mal seine Arme bekam er in die Höhe. Dafür aber schaute er nach oben.

An der Decke loderte das alte Höllenfeuer. Die kalte Pracht der Flammen zuckte und tanzte wie ein Drache, dessen spitzer Kamm sich von seinem Körper gelöst hatte, dabei gebrochen war, in die Höhe zuckte und wieder an seinen ursprünglichen Platz zurückkehrte. Es war das ewige Wechselspiel, mit dem Zebulon nicht mehr fertig

wurde. Es war ihm unmöglich, etwas dagegenzusetzen. Er war hilflos geworden, aber er hielt seine Augen wie unter Zwang offen.

Er starrte in die Höhe.

Da waren die Flammen.

Da war auch das Gesicht.

Es schaute auf ihn nieder. Unbeweglich, kalt, von einer ebenfalls kalt anmutenden blauen Farbe, die zugleich einen Stich ins Schwarze und ins Graue bekommen hatte. Er sah zum erstenmal richtig die Augen in diesem Gesicht, und Zebulon wußte, daß er dem absolut Bösen im wahrsten Sinne des Wortes ins Gesicht blickte.

Das war Luzifers Schatten, der ihm durch sein Auftauchen bewies, über welche Macht er verfügte.

So machtvoll der Schattenkrieger auch durch andere Welten geflogen war, hier hatte er seinen Meister gefunden und verging in einem Meer aus Todesfurcht…

***

Schreie unterbrachen die Stille im Innern des Jeeps. Auf dem Rücksitz zuckte Barry F. Bracht hin und her. Er schlug sogar um sich und hatte das Glück, daß er dabei nur die weichen Polster traf, so daß er sich nicht verletzte.

Auf seinem Gesicht spiegelten sich die Qualen. Vermischt mit einem Ausdruck der Schmerzen, der nicht körperlich für ihn fühlbar war, sondern seelisch.

Trotzdem schlief er weiter. Hin und wieder zuckten seine Augendeckel. Dann sah es so aus, als wollte er sie jeden Moment öffnen, aber sie blieben geschlossen.

Bracht litt schrecklich unter den Eindrücken, die sein Zweitkörper Zebulon erlebte, denn dies übertrug sich auch auf ihn. Schließlich spannte sich zwischen den beiden unterschiedlichen Gestalten ein unsichtbares Band.

Der Lektor stöhnte. Er litt unter Qualen, die kaum zu beschreiben waren. Sein Mund klappte plötzlich auf. Der Schrei brandete aus ihm hervor. Er tobte durch den Wagen, und Barry F. Bracht bog seinen Rücken durch, als wollte er auf dem schmalen Sitz eine Brücke bauen.

Dann sackte der Körper zusammen. Wimmernd blieb Barry F. Bracht auf dem Rücksitz liegen…

***

Dieses Haus hatte etwas. Das wußten Suko und ich genau, obwohl wir noch nichts hatten sehen können. Aber es gab innerhalb der dunklen Mauern eine Kraft, die auch uns umfaßt hielt.

Wir waren sehr vorsichtig und hatten den großen Raum verlassen, ohne daß wir angegriffen worden wären. Jetzt standen wir in einem leeren Flur. Auch hier sah es nicht so aus wie in einer Redaktion.

Es gab kein Licht, es waren nur die glatten Wände vorhanden, und wir waren auch noch nicht dem Schattenkrieger Zebulon begegnet.

»Sie ist hier, Suko«, sagte ich leise. »Das fühle ich genau. Giselle wartet auf uns.«

»Woher weißt du das? Durch das Kreuz?«

»Nein, diesmal nicht.«

Mein Freund stellte keine weiteren Fragen mehr und ging geradeaus. Wir wollten den Flur hinter uns bringen. Beide Lampen brannten und schickten ihr helles Licht wie Speere nach vorn.

Das Ziel war zu sehen.

Wieder eine Tür. Dunkel gestrichen oder gebeizt. Wohin sie führte, war nicht zu sehen, denn unter der Ritze her drang nicht der geringste Lichtschein. Sie schloß mit dem ebenfalls dunklen Boden fugendicht ab.

Suko hatte die Tür als erster erreicht. Er wartete, bis ich neben ihm stand. Dann erst drückte er die Klinke nach unten. Er nickte zufrieden, als er sah, daß die Tür nicht verschlossen war und die hinter ihr liegende Umgebung betreten werden konnte.

Sie war neu und anders.

Dieses Haus teilte sich in zwei völlig verschiedene Hälften. Die Umgebung, in der wir uns jetzt aufhielten, sah bewohnt aus. Die Wände waren zwar dunkel geblieben, aber im Licht unserer Lampen entdeckten wir schon die Ausschnitte der Zeitschriften hinter Glas. Wir sahen auch die Bilder, die jemand genau in einer Reihe an die Wände gehängt hatte. Über ihnen waren kleine Lampen befestigt, deren linealbreite Metallschirme unten offen waren. Keine Lampe gab Licht ab.

Ich war zurückgeblieben und fand dicht hinter der Tür zwei liegende Schalter.

Beide drückte ich nach unten.

Licht flackerte aus den Lampen an der linken Wand. Auch unter der Decke wurde es hell. Dort verteilten sich drei Schalen auf der gesamten Ganglänge. Sie sahen aus wie übergroße weiße Walnußhälften. Unsere Lampen konnten wir verschwinden lassen, was wir auch taten, und Suko deutete durch sein Nicken an, daß er zufrieden war.

»Hier sieht es beinahe schon wieder nach Arbeit aus.«

Ich hatte für seine Bemerkung nur ein schiefes Grinsen übrig. Für mich waren die Türen an der rechten Seite wichtiger. Wahrscheinlich fand ich hinter ihnen die Büros für die Mitarbeiter.

Ich probierte die erste aus.

Abgeschlossen.

Eintreten wollte ich sie nicht, und ich ging deshalb weiter bis zur zweiten.

Auch hier erlebte ich eine Enttäuschung, und mit der dritten und vierten Tür erging es mir nicht anders.
»Pech!« sagte Suko.
»Verdammt, hier muß doch was sein! - Wir sind nicht allein, das spüre ich.«
»Dann mach weiter.«
Das brauchte mir Suko nicht zweimal zu sagen. Er schaute zu, wie ich vor einer Tür stehenblieb und auf das Schild daneben zeigte. Ich hatte es gelesen. Suko las es ebenfalls, aber so, daß ich es hören konnte.
»Chefredaktion.« Er konnte das Lachen nicht unterdrücken. »Wer sagt es denn?«
»Ist sie da oder nicht?«
»Sie ist da«, sagte Suko.
»Okay, dann los!«
Diesmal war er es, der die Klinke bewegte und kurz ein zufriedenes Nicken zeigte, weil die Tür nicht abgeschlossen war. Wir konnten den Raum dahinter betreten.
Natürlich waren wir gespannt und auch bereit, sofort unsere Waffen zu ziehen, aber die ließen wir stecken, als unsere Blicke den Raum durchflogen, der vor uns lag.
Zum erstenmal standen wir auf der Schwelle eines großen Raumes, in dem es nach Arbeit aussah.
Eine fünfeckige Konsole bildete die Zentrale. Sie waren mit Monitoren bestückt, auf denen sich allerdings keine Bilder und kein Text zeigten.
Normales Licht brannte nicht. Nur die Konsolenbeleuchtung gab diesen grünlichen Schein ab, der sich um die Monitore herum verteilte und ihnen einen gespenstischen Flair gab.
Hier roch es nicht mehr nach Fisch. Ein neutraler Geruch hing in dem Raum. Ich dachte an das Schild draußen. Es hatte auf eine Chefredaktion hingewiesen, aber kein Chef und keine Mitarbeiter ließen sich blicken. Diese seltsame Redaktion sah aus, als wäre sie aufgelöst worden.
Trotzdem glaubten wir beide nicht daran. Der Raum war ziemlich groß. Es gab noch genügend schattige Stellen, in die wir hineinleuchten wollten. Wir sahen auch futuristisch anmutende Sitzgruppen aus Drahtgeflecht. Auf den kleinen Tischen lagen Zeitungen, aber die waren nicht interessant.
Ich war vor einem Monitor stehengeblieben. Online, so hieß ja das große Zauberwort. Surfen im weltweiten Internet. Ich war da nicht gerade ein Fachmann. Hier hätte uns Sukos Partnerin Shao schon eher weiterhelfen können.
Nur war sie nicht da, und wir konnten sie auch nicht herzaubern. Ich

überlegte, was ich unternehmen sollte. Einen der Computer einschalten, um vielleicht eine Spur zu bekommen, die uns zu dieser Giselle hinführte. Es wäre wirklich fatal gewesen, hätten wir nur über das Internet Kontakt mit ihr aufnehmen können.

Suko, der sich etwas in das Dunkel im Hintergrund zurückgezogen hatte, flüsterte: »Wir sind nicht allein hier, John. Ich weiß es.«

Meine Hand zuckte zurück. Ich drehte mich, und in diesem Augenblick hörten wir das Lachen der Frau. Mir zumindest ging es durch und durch, denn jetzt wußte ich, daß sich die geheimnisvolle Giselle in der Nähe aufhielt.

Ich fühlte mich auch befreit. Wie jemand, dessen lange Suche ein Ende gefunden hatte. Die Person hatte sich außerhalb dieser Arbeitsinsel aufgehalten, wo sie geschützt gestanden hatte und kein Schimmer hindrang.

Sie kam langsam näher, und sie ging so, daß Suko und ich sie gut sehen konnten.

Beschrieben worden war sie uns schon von Barry F. Bracht. Wir mußten zugeben, daß er sie gut angeschaut hatte, denn es stimmte alles. Sie war eine Teufelsschönheit. Das sahen wir trotz der großen Distanz zwischen uns, aber als sie näherkam, da hielten wir doch beide den Atem an.

Uns interessierte nicht der Körper, der von lederartigen Kleidungsfetzen bedeckt wurde, nein, das Gesicht war viel wichtiger.

Für einen Moment mußte ich schlucken und zwinkerte mit den Augen. Dann ballte ich entschlossen die Hände zu Fäusten.

Giselle trug auf dem Kopf so etwas wie eine dreckige Mütze. Ich wußte nicht, ob sie das hatte verdecken sollen, was auf ihrem Schädel gedrungen und unter den seitlichen Rändern der Mütze hervorgekrochen war, aber das war nicht natürlich. Es sah so aus, als lägen dicke Würmer in verschiedenen Lagen aufeinander, wobei sie zusätzlich noch ineinander verschlugen waren.

Ich atmete durch die Nase ein und durch den Mund aus. Denn was da aus ihrem Kopf gedrungen war und sogar Ähnlichkeit mit menschlichen Därmen hatte, war das Gehirn. Ein verschlungenes und kompaktes Etwas, eine zuckende und vibrierende, graue Masse, die ich für meinen Teil einfach als widerlich ansah.

Suko erging es nicht viel anders, denn ich hörte, wie er sich auf eine bestimmte Art und Weise räusperte.

Giselle genoß ihren Auftritt. Sie ging nicht schnell. Gelassen kam sie näher, damit wir die nötige Zeit bekamen, um sie sehr genau anzuschauen.

Erst als sie die Konsole fast erreicht hatte, blieb sie stehen, und so schauten wir uns über die Monitore hinweg an. Das Schweigen wurde von ihr unterbrochen, nach einem kurzen Verziehen der Lippen, das

vielleicht ein Lächeln des Willkommens hatte sein sollen.

»Ich wußte es, daß wir uns treffen. Ja, ich wußte es. Und ich freue mich darüber, meine Feinde sehen zu können. Ich habe auf diese Abrechnung gewartet.«

»Sie sind Giselle, nicht?« fragte ich.

»Ja, das bin ich.«

»Die Chefin dieser Zeitschrift?«

»Auch das.«

»Gut«, sagte ich, obwohl ich dies nur bedingt so meinte. »Dann haben Sie dafür gesorgt, daß der Wanderer das Elternpaar und die beiden Kinder umgebracht hat.«

»Ja, er war einer von uns.«

»Wie viele gibt es noch?«

»Einige. Es sind meine Mitarbeiterinnen. Ich schicke sie in die Welt hinaus, damit sie mir von bestimmten Schauplätzen den Füllstoff für meine Zeitschrift bringen.«

»Verbrechen«, sagte Suko. »Miese Verbrechen. Sie schreiben über Leid und Tod, und Sie verherrlichen die Dinge noch.«

Giselle winkte ab. »Was bedeutet das schon? Ich schreibe nur das, was die Menschen auch lesen wollen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Doch, die Auflage steigt. Ich habe es geschafft. Ich werde die Menschheit in seinem Sinne bekehren.«

»In seinem?« fragte ich.

»Ja, denn er steht hinter mir.«

»Luzifer, nicht?«

»Richtig. Er stand schon immer hinter uns, aber das wirst du ja alles wissen.«

»Richtig!« bestätigte ich. »Die Kreaturen der Finsternis sind mir nicht unbekannt, und ich weiß auch, daß die alle die unzähligen Jahre überlebt haben und es schafften, ihr wahres Gesicht zu verbergen. Wie auch Sie, Giselle.«

»Aber nicht heute. Ihr seht mich so, wie ich bin.«

»Mit einem aus dem Kopf quellenden Gehirn.« Ich schüttelte den Kopf. »Sie sind ein Monster. Nicht die Menschen, sondern Sie sind es nicht wert, auch weiterhin leben zu dürfen. Sie müssen aus dieser Welt verschwinden, und wir werden dafür Sorge tragen.« Ich wunderte mich darüber, wie ruhig ich diese Worte gesprochen hatte, erreichte aber nicht viel damit, denn die Frau lachte nur, bevor sie fragte: »Ihr wollt tatsächlich gegen mich ankämpfen?«

»Wären wir sonst hier?«

»Das stimmt. Ihr habt auch noch jemanden mitgebracht.« Sie kicherte plötzlich. »Eine Rückendeckung hätte er sein sollen, aber er ist keine, das sage *ich* euch. Er ging in die Falle meines Herrn und Meisters,

denn ihr müßt immer daran denken, daß ich nicht allein bin. Seit Urzeiten schon haben wir auf der Seite des Gefallenen Engels gestanden, und das hat sich auch jetzt nicht geändert. Wir haben getan, was er wollte, und er war mit uns immer zufrieden. Er hat den Plan nicht aufgegeben, noch einmal die Macht zu übernehmen. Nur sind diesmal die Voraussetzungen anders. Sogar besser, denn die Menschen sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, wollen nicht mehr glauben und lachen auch über den Teufel. Von einigen Ausnahmen abgesehen. Die Welt ist reif für die Sensationen des Bösen.«

»Nicht für Verbrechen«, flüsterte ich. »Nicht dafür, daß eine Familie einfach hingerichtet wird.«

»Es mußte so sein.«

»Warum? Warum gerade sie?« Ich fragte nach, weil mich ihre letzte Bemerkung hatte stutzig werden lassen.

»Es lag an der Frau, an dieser Lisa. Sie hat etwas gespürt, geahnt. Denn sie ist mit jemandem zusammengekommen, der zu uns gehört. Eine entfernte Bekannte von ihr, die auch für mich schrieb. Eine Kollegin. Lisa wollte sie aushorchen, als sie hörte, für welche Zeitschrift sie arbeitete, aber dazu ist es nicht mehr gekommen. Der Wanderer hat sie ausgelöscht und die Familie gleich mit, denn sie hätte über ihre privaten Dinge auch reden können, und ich wollte eben auf Nummer Sicher gehen.«

In mir kochte es. Ich fühlte mich wie ein Kessel, in dessen Innern Wasser erhitzt wurde und schon in den gasförmigen Zustand überging. Der Moment des Platzens rückte immer näher, und ich konnte auch nicht neutral bleiben, denn ich dachte daran, wie sich die Kinder wohl gefühlt hatten, als dieses verdammte Schwein in ihre Zimmer eingedrungen war. Ein Schauer nach dem anderen rieselte über meinen Körper. In dieser Lage blieb wohl kein normaler Mensch cool, und ich schüttelte den Kopf, als ich Giselle anschaute.

Sie reckte mir ihr Kinn entgegen. »He, was ist los?«

»Das werde ich dir sagen«, erklärte ich mit einer Stimme, die mir selbst fremd vorkam. Ich hatte kaum bemerkt, daß meine rechte Hand in die entsprechende Tasche gerutscht war und dort die Umrisse des Kreuzes umklammerte. »Du bist ein gefühlloses Monster. Du bist es nicht wert, weiterexistieren zu dürfen. Wir haben uns auf die Fahnen geschrieben, die Kreaturen der Finsternis zu vernichten, wo immer sie uns auch begegnen. Einige haben wir schon geschafft. Sie werden und sollen sich nicht organisieren können, auch nicht unter dem Schutz Luzifers. Nein, die Urzeit ist vorbei. Es gibt noch Gut und Böse, aber nicht so wie damals.«

»Du kannst dich aufregen, aber akzeptieren mußt du die Gegebenheiten. Du wirst es nicht ändern können, und dein Freund

ebenfalls nicht.«
»Ich halte dagegen!« Die Antwort war kaum aus meinem Mund gedrungen, da zog ich die Hand aus der Tasche und ließ Giselle gegen das Kreuz schauen. Über den Monitor hinweg.
Sie glotzte es an.
Und plötzlich war das Feuer da!

***

Zebulon, der mächtige Schattenkrieger, lag auf dem Boden. Er fühlte sich ausgepowert, war hilflos und hatte die Rückenlage eingenommen. Er traute sich kaum, diese Haltung zu verändern. Es wäre ihm auch nicht möglich gewesen, denn die vom Feuer ausgehenden Mächte bannten ihn auf dem Fleck.
Oder waren es die Gesichter?
Er sah sie überall, und er spürte das absolute und unbeschreibliche Grauen, das sie abstrahlten. Es war so tief und schlimm, daß die Mehrzahl der Menschen es nicht verkraftet hätten. Allein der Blick dieser völlig gefühlskalten Augen hätte sie tief ins Elend gestürzt und als Folge davon in den sicheren Tod.
Aber Zebulon war kein Mensch. Er war ein von einem Menschen produzierter Zweitkörper in einer anderen Gestalt. Aber auch er spürte diese verfluchte Hilflosigkeit, die ihn überkommen hatte, denn seine eigenen Kräfte waren ihm durch den Anblick dieser Gesichter und Augen genommen worden.
Luzifer gewann.
Das Feuer zuckte. Die Flammen bildeten an den Rändern Spitzen, und sie bewegten sich auf und ab.
Sie waren wild und sahen aus, als wollten sie sich vordrängen und ihre Inseln verlassen.
Noch hielten sie sich unter dem Befehl des Gefallenen Engels zurück.
Er blieb. Er starrte. Er bewegte sich nicht. Sein Gesicht stand wie hartes Metall im Feuer, während Zebulon verzweifelt versuchte, mit seinen eigenen Kräften dagegenzuhalten. Es war ein kurzes Aufbäumen. Er wollte - wie schon so oft - Grenzen überwinden und sich dabei vom Boden erheben und Hindernisse durchbrechen, aber seine Bemühungen trugen keine Früchte.
Luzifer war stärker, und er bewies seine Macht noch deutlicher. Vor Zebulon loderten ebenfalls Flammen hoch. Sie tanzten sogar so dicht bei ihm, daß er normalerweise hätte ihre Hitze spüren müssen, die aber war nicht vorhanden.
Dafür verließen einige der Flammen ihre Inseln und huschten dicht über den Boden hinweg auf Zebulon zu.
Seine Füße waren in Gefahr.
Er wollte die Beine wegziehen, was nicht möglich war. Die von

Luzifer dirigierten Feuerzungen waren schneller und huschten immer näher an ihn heran.

Dann packten sie zu.

Zebulon konnte sich nicht aufrichten, aber auch so bekam er mit, welches Grauen ihn da überfallen hatte. Das Feuer umtanzte seine Füße, aber es blieb nicht dort, denn es huschte schon über seine Beine hinweg und verbrannte sie.

Für Zebulon war der Augenblick der Wahrheit gekommen, und auch die Zeit der Vernichtung.

Luzifers Feuer war stärker. Wie ein Raubtier fraß es sich Stück für Stück an seinem Körper hoch…

***

Wir hatten nicht einmal ein Fauchen gehört. Die Flammenwand war urplötzlich entstanden. Sie umloderte die Frau wie einen Mantel, der sie schützen sollte, und sie kam uns vor, als stünde eine tanzende Person inmitten des Feuers.

»Zurück, Suko!« brüllte ich, als ich mich nach vorn warf. Beinahe über den Monitor hinweg, denn ich wußte, daß dieses Feuer auch Menschen fraß, die ohne Schutz waren. Gegen die Kreaturen der Finsternis stellte sich mein Kreuz, obwohl es viel, viel später erst entstanden war, aber es dokumentierte den Sieg des Guten über das Böse, und so etwas hatte zu allen Zeiten Bestand.

Giselle sah mich kommen. Hinter dem dünnen Mantel aus Flammen zeichnete sich ihr Gesicht ausgezeichnet ab, als wäre es extra für mich geschaffen worden.

Bisher hatte ich nur den Ausdruck der Freude darin gesehen. Einer wilden Freude auf unseren Tod, aber der Anblick des Kreuzes hatte dieses Gefühl verändert und ins Gegenteil umgeschlagen.

Ich wußte auch nicht, ob sie schrie oder heulte. Zumindest streckte mir diese von Grund auf verdorbene Teufelsschönheit die Hände entgegen, um mich aufzuhalten, aber ich war zu schnell für sie. Ich drang in den Mantel der Flammen hinein wie ein Sturmwind, und vor meinen Augen gleißte das helle Licht auf.

Das Kreuz brauchte nicht aktiviert zu werden. Es reagierte von allein auf das Böse, das es aufhalten wollte, aber nicht konnte, denn ich schlug meine Hand von oben nach unten und rammte das Kreuz in diese weiche, aus dem Kopf geströmte Gehirnmasse hinein.

Mit der eigenen Hand bekam ich Kontakt. Das Zeug zitterte, war wie ein gehärteter Teig, in den ich meine Faust tief hineinstoßen konnte.

Um mich herum zuckte noch das Feuer. Nur spürte ich es nicht mehr, das Licht gab mir den nötigen Schutz, und ich hörte dieses ferne Schreien oder Jaulen, das nur jemand ausstoßen konnte, der unter schrecklichen Qualen litt. Wenig später zerrte ich das Kreuz wieder

zurück.
Vor mir brach Giselle zusammen. Sie schlug dabei noch um sich und wollte sich an der Kante der Konsole festhalten. Ich konnte ihre Hand sehen, die nach einem Halt suchte, und sich sah auch, wie aus ihr, deren Haut aufgebrochen war, zahlreiche, weißgraue Spulwürmer krochen und dafür sorgten, daß sich alles andere auflöste.
Suko war plötzlich bei mir und zerrte mich zurück. Noch immer nahe der Konsole stehend, schauten wir zu, wie Giselle verging und ihr auch Luzifer nicht mehr helfen konnte.
Der Körper entließ das, aus dem er tatsächlich geschaffen worden war.
Würmer, die sich jetzt, als sie keine Grenzen mehr spürten, ausbreiteten und als Teppich über den Boden krochen.
Nur der Kopf blieb noch.
Und damit auch das Gehirn. Es war noch etwas Wille vorhanden oder wie immer man das Öffnen des Mundes bezeichnen sollte, über dessen Lippen die schwerfällig gesprochenen Wort drangen, während das Gehirn dabei war, sich zu verkleinern und auszutrocknen.
»Er gewinnt!« stieß sie hervor. »Er gewinnt! Er kann nicht verlieren. Er ist der Stärkste! Ich vergehe, aber er bleibt. Und er wird immer sein - immer…«
Suko und ich schauten entsetzt zu. Diese Kreatur der Finsternis zeigte jetzt, beim Vorgang des Sterbens, nicht ihr wahres Gesicht, das hatten wir schon zuvor mit dem aus dem Kopf quellenden Gehirn gesehen, aber sie verging auf eine Art und Weise, vor der man sich auch leicht ekeln konnte.
Ihr Gehirn schrumpfte weiter. Es trocknete aus. Auch der Körper war nicht mehr da. Die Würmer hatten sich verteilt, ohne daß sie noch zu den Seiten hin fliehen konnten, denn die letzten Flammen hatten sie erwischt und huschten wie Feuerzungen aus dem Gasherd über sie hinweg. Sie verbrannten das Zeug zu stinkenden, schwarzen Resten.
Damit hatte der Kopf nichts zu tun. Er schrumpfte weiter.
Die Teufelsschönheit ähnelte immer mehr einer Mumie, weil die Spannkraft der Haut verlorenging.
Das Gesicht platzte nach innen und vermischte sich dabei mit den Resten der ausgetrockneten Gehirnwindungen.
Zurück blieb ein Klumpen, umgeben von einem schwarzen Teppich aus verbrannten Würmern.
Beide atmeten wir auf, allerdings nur kurz, denn wir erinnerten uns an das, was Giselle gesagt hatte.
Sie wußte über unseren Helfer Zebulon Bescheid, und es kam uns schon seltsam vor, daß er sich nicht gezeigt hatte.
»John, er muß hier irgendwo sein.« Suko ging einige Schritte nach hinten. Er bewegte auch den Kopf, um einen besseren Überblick zu

bekommen. Durch eine bestimmte Tür waren wir gekommen, aber es gab noch andere, die mit dem grauen Hintergrund verschwanden.

»Los!« Suko hatte eine Tür gefunden. Er eilte bereits darauf zu. Ich blieb ihm dicht auf dem Fersen, und so erreichten wir die Tür gleichzeitig.

Suko zerrte sie auf.

Der Blick in den anderen Raum war klar und überdeutlich, denn an allen möglichen und unmöglichen Stellen zeichneten sich die Inseln aus Höllenfeuer ab.

In ihnen sahen wir das schattenhafte Gesicht des Gefallenen Engels Luzifer.

Aber wir sahen noch mehr.

»Mein Gott«, keuchte ich nur, und für mich gab es in diesem Moment kein Halten…

***

Der Schrei zitterte so laut durch den Wagen, daß er die Scheiben zu zerstören drohte.

Barry F. Bracht war erwacht!

Und er hatte die bösen Schmerzen an seinen Füßen gespürt. Es war ihm vorgekommen, als hätte sie jemand gepackt und in ein Gefäß mit Säure gesteckt.

Er schrie weiter. Die Schmerzen flammten höher und näherten sich bereits seinen Waden. Aus den Augen rannen die Tränen wie Sturzbäche. Noch immer bestand die Verbindung zwischen ihm und seinem Zweitkörper, und zwar so intensiv, daß sich dessen Leiden und Schmerzen auch auf ihn übertrugen.

Er lag in der Dunkelheit. Er konnte nicht genau sehen, was mit seinen Füßen passierte, aber die rasenden Schmerzen waren Beweise genug. Barry schaffte es, seinen Körper in die Höhe zu wuchten. Er stieß sogar gegen den Himmel des Jeeps. Den Aufprall bekam er so gut wie nicht mit, denn die Schmerzen in seinen Beinen waren viel schlimmer. Mit der Hand schlug er gegen den Schalter der Innenbeleuchtung neben der kleinen Deckenleuchte.

Im Wagen wurde es hell.

Barry hatte die Beine angezogen und die Füße auf die Sitzkante gestellt. Die Füße?

Der Wahnsinn packte ihn. Barry wurde von Gefühlen durchtost, mit denen er nicht zurechtkam, weil sie absolut neu für ihn waren.

Es gab die Füße nicht mehr.

Sie waren nur mehr verbrannte Fetzen, und das Feuer in seinem Innern wanderte höher.

Er wußte, was das für ihn bedeutete. Die Angst war nicht zu beschreiben. Panik und das Wissen, einen schrecklichen Tod zu

erleiden, wenn nicht ein Wunder geschah, machten ihn fast rasend. Er wußte selbst nicht, wie es ihm möglich war, die eine Tür zu öffnen.

Kopfüber stürzte Barry F. Bracht ins Freie. Er schlug auf dem kalten Boden auf, der jedoch die Hitze des Feuers nicht löschte. Unsichtbar stieg es in ihm immer höher.

Er wälzte sich auf die rechte Seite, ohne es gewollt zu haben. Die Augen hielt er weit aufgerissen.

Er sah auch das dunkle Haus, und es blieb dunkel, obgleich er hinter den schwarzen Fenstern ein schwaches Flackern entdeckte.

Hilfe kam von dort nicht.

Und in ihm fraß sich das Feuer weiter…

***

Zebulon brannte lichterloh!

Die Flammen hatten einen zuckenden, bläulichen Fluß auf seiner Gestalt hinterlassen und einen Großteil seines Körpers bereits zerstört. Auch vor den Flügeln hatten sie nicht gestoppt. Sie waren nur mehr dunkle Krümel, während die kalten Gesichter Luzifers alles unter Kontrolle hielten.

Auch mich.

Aber ich hatte das Kreuz!

Und ich wußte, daß es auch gegen ihn half. Ihn nicht vernichtete, aber vertreiben konnte.

Ich stürzte mich in das Höllenfeuer hinein und wäre verbrannt, aber ich hielt meinen Talisman wie einen Rettungsanker und bat mit schreiender und sich überschlagender Stimme um Hilfe.

Nein, ich sprach nicht die Formel, denn diesmal sollten mir andere zur Seite stehen. So wie es früher auch schon der Fall gewesen war.

Erzengel!

.Ich rief ihre Namen. »Michael! Gabriel! Raphael! Uriel…!«

Dann stolperte ich über meine eigenen Beine, fiel hin, rutschte auf Zebulon zu und nahm plötzlich einen Duft von Rosen, Veilchen und Jasmin wahr.

Ihr Zeichen.

Sie waren gekommen.

Ich wälzte mich auf dem Rücken. Umgeben von Flammen, das Kreuz festhaltend, aber ich richtete meinen Blick in die Höhe.

Dort sah ich sie.

Als schwach geisterhafte Gestalten malten sich die Helfer der Menschen ab. Doch ihre von verschiedenen Seiten her dringende Kraft war wie das Wasser, das das Feuer löschte…

***

Helle Lichtstreifen! So wunderschön. So beruhigend. So warm. Ich lag auf dem harten Boden, aber ich fühlte mich so, als hätte man mich

auf ein Daunenbett gelegt. Es war die wundersame Sicherheit, die mir das Erscheinen der vier Helfer gab. Im Unterbewußtsein erlebte ich, wie die Flammeninseln von diesem Licht getroffen wurden und keine Chance mehr hatten.

Der Reihe nach erloschen sie und das Gesicht Luzifers, das immer so unendlich kalt, grausam und böse gewirkt hatte. Es schien sich in einem schon menschlichen Anfall von Wut zu verziehen, bevor es aus allen Flammeninseln verschwand.

Es konnte eine Täuschung gewesen sein, aber das war überhaupt nicht wichtig.

Auch das Licht fiel zusammen, und die geisterhaften, hellen Schatten verschwanden ebenfalls.

Die Wirklichkeit hatte uns wieder. Aber damit kam ich noch nicht zurecht. Die letzten Sekunden hatten mich doch stark beeinflußt und auf eine bestimmte Art und Weise glücklich gemacht.

Erst als Suko mich anfaßte, um mich vom Boden hochzuziehen, kam ich wieder zu mir.

»Laß uns gehen, John!«

Ich hatte verstanden, was Suko sagte, aber ich konnte es nicht glauben. »Warum, Zebulon ist…«

»Warte«, sagte er nur.

Er ließ mich auf dem Boden sitzen und blieb vor mir stehen. Suko hatte seine kleine Lampe wieder eingeschaltet und leuchtete dorthin, wo Zebulon gelegen hatte, wir aber jetzt nur einen dunklen, amorphen und leicht glänzenden Schmier sahen. Vergleichbar mit nassem Ruß.

Ich brauchte Sekunden, um zu begreifen. Mein Magen hing plötzlich in der Kehle. Sprechen konnte ich so gut wie nicht, aber ich nickte, und Suko übernahm das Reden.

»Ich glaube nicht mehr, daß es ihn noch gibt, John. Zebulon ist von den Urkräften des Luzifer vernichtet worden. Er ist eben *die* starke Gegenkraft.«

Ich schwieg. Erst allmählich kam mir zu Bewußtsein, was Sukos Worte bedeuteten. »Zebulon ist nicht mehr?« hauchte ich mit rauher Stimme.

»Nein, das Feuer war stärker.«

»Ja, du hast recht.« Ich kam mühsam auf die Beine. Schaute ins Leere. Ich wollte nicht mehr denken, aber mein eigener Wille wurde von etwas anderem überdeckt. Bevor ich es aussprach, blickte ich Suko an. Sein Gesicht lag nicht im Hellen, aber ich erkannte den Ausdruck darin trotzdem, und er sah nicht gut aus.

»Barry?« flüsterte ich zitternd.

»Laß uns hingehen, John!«

Verdammt, ich hatte eine wahnsinnige Angst um den sympathischen Lektor, und Suko erging es nicht anders…

***

Ich sterbe! Ich sterbe!

Barry F. Bracht glaubte zu schreien, tatsächlich aber drang kein Wort über seine Lippen. In ihm toste nur die innere Stimme, gepeitscht von einer irrsinnigen Angst.

Er lag noch immer neben dem Jeep. Er hatte keine Füße mehr, auch keine Beine, zumindest spürte er nichts mehr, aber die wahnsinnigen Schmerzen, die das innerliche Verbrennen begleiteten, zuckten weiterhin in ihm hoch.

Er wunderte sich nur, daß er noch lebte, aber es war mehr sein Bewußtsein, das existierte.

Vor seinen Augen tanzten bereits die Schatten des Todes wie wilde Tücher.

Er starrte in das Dunkel hinein, und plötzlich riß es auf. Die Verbindung zu Zebulon war auf einmal klar und deutlich zu sehen. Er konnte ihn erkennen, er lag auf dem Boden, er sah John Sinclair auf ihn zustürzen.

»Neinnn…!« Ein grauenhafter Laut verließ seine Kehle, echote durch die Nacht und riß einige Seevögel aus ihrer Ruhe.

Sie flatterten in die Höhe und flogen auch über ein Auto und einen Mann hinweg, der in einer ungewöhnlichen Körperhaltung daneben lag.

Barry F. Bracht lebte nicht mehr!

***

Nur wenig später standen wir vor dem Toten. Wir waren fassungslos und innerlich völlig leer. Da lag ein Körper, dessen Haut die Farbe verloren hatte. Sie war geschwärzt, aber das Gesicht hatten die Verbrennungen noch nicht erreichen können.

Wohl aber das Herz.

Und das schlug nicht mehr.

Keiner von uns konnte reden. Diese schrecklichen Momente, die immer wieder im Leben zurückkehrten, hatten Suko und mich geschafft. Ich wäre am liebsten in die Dunkelheit hineingerannt und hätte all meinen Frust hinausgeschrien, aber was brachte das?

Das Schicksal war manchmal brutal, und es hatte auch uns wieder einmal die Grenzen gezeigt.

Wir waren nicht allmächtig oder die großen Retter. Wir waren einfach nur Menschen und hatten viel Glück gehabt.

Bracht war ein feiner Kerl gewesen. Er hatte keinem Menschen etwas Böses getan. Er hatte nur eine besondere Gabe besessen, aber damit war es jetzt vorbei.

Er und sein Zweitkörper Zebulon existierten nicht mehr. Luzifer war stärker gewesen.

Ich hätte schreien und auf den Boden trommeln können, aber was brachte das?

Statt dessen hockte ich starr neben dem Toten, den Blick in die Ferne gerichtet, nahm so auf meine Art Abschied von Barry F. Bracht und fühlte mich so leer und einsam wie selten zuvor.

Suko erging es nicht anders. Auch er starrte in die Dunkelheit. Unbewegt war sein Gesicht, aber ich sah auch, daß er die Hände zu Fäusten geballt hatte.

Ein Zeichen dafür, daß er nicht aufgeben würde. Und ich schloß mich ihm an, das Versprechen gab ich dem toten Barry F. Bracht in dieser düsteren Todesnacht…

ENDE des Zweiteilers